

# ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 43. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 15. November 1860. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. VI. Jahrgang.

## Natalie.

(Fortsetzung.)

### In Gesellschaft und zu Hause.

Am Morgen, der auf diese Reise folgte, trennten sich die beiden Männer abermals von ihren Freundinnen. Eugen ritt nach seiner Gewohnheit früh und ohne Abschied zu nehmen davon; Richard erwartete das Erwachen der Damen und winkte Marie, die ihr Lager bald verließ, um den Geliebten vor dem Scheiden noch zu sprechen, in den Garten hinaus.

Der Morgen lag kühl und thauig auf den Blüten, als sich die Liebenden am Bache fanden. Mariens Angesicht erglänzte frisch und hold, wie der junge Tag, und an den blonden Wimpern hing der Thränenhau des Abschiedschmerzes.

Richard nahm sie in seine Arme und küßte ihr die Augen und die rothen Lippen.

„Du sollst nicht weinen,“ sagte er, „Du sollst glücklich sein, weil Du mein bist. Ich weiß, daß Andere sich störend zwischen unsere Liebe drängen werden, halt Du aber nur fest an mir, so wie mein Vertrauen auf Dir ruht, dann schwinden alle Hindernisse und Du wirst ganz mein eigen sein, ehe noch die Bäume, die uns hier beschatten, sich zum andern Male grün bekleiden.“

„Wenn ich an Deinem Busen lebe,“ antwortete Marie, „so scheint es mir, als ob sich unsere Füße von der Erde lösten, als ob wir miteinander durch den Himmel schwebten. Dann klammere ich mich fester an Dich und mir verjüngen die ganze Welt, weil ich Dich halte, ach, und niemals von Dir lassen kann.“

„Du liebst mich, ja, ich weiß es,“ sprach Richard, den seines Mädchens Ernst und Festigkeit entzückten. „Nun aber sind wir einsam auf der Erde, denn wie sich Niemand einbringen soll in den Zusammenfluß unserer Herzen, so sollen diese auch nicht den kleinsten Theil von Zuneigung an Andere verschwenden, denn außer uns soll es Nichts geben, was uns beglücken kann.“

„Wie,“ rief Marie, „soll ich mich von jeder Neigung trennen, und ist es Recht, daß wir Natalien unserer Liebe verheimlichen, da sie mir so unendlich viel Gutes gethan hat?“

„Bist Du nicht ganz mein,“ entgegnete Afting, indem er seine Braut noch fester an sich drückte, „und ist das nicht genug? Glaubst Du, daß Natalie, die ruhige, fast kalte Natalie, verstehen wird, was es heißt, sich so mit ganzer Seele hinzugeben.“

Marie schlang ihre Arme weich um des Geliebten Brust. „Du willst es so,“ sprach sie mit Beben, „und wäre es in den Tod, so wollte ich Dir folgen, weil ich muß!“

Ein langer, heißer Kuß vereinigte die Liebenden; dann riß sich Richard von Marie los, um nach einem kurzen Abschied, den er bei dem Frühstück von Natalie und dem Präsidenten nahm, zu seinen harrenden Berufsgeschäften heimzukehren.

Einem langen Blick sandte Natalie Richard nach. Sie hatte in den drei Tagen ihres Zusammenseins auch keinen einzigen Moment gefunden, in welchem der so treu geliebte Freund sich ihr wie ehemals zugewendet hätte. Was blieb ihr nun für die Tage der Trennung zurück, als eine trübe, fragende Erinnerung, der ein göltiges Gesicht die Antwort versagte, und Ane zaghafte Hoffnung für das Wiedersehen. In einem tiefen Seufzer befreite sie sich von dem Druck, der auf ihr lastete, und eilte dann zu ihrem Vater, dem sie alle Begebenheiten ihres Lebens mittheilte,

wie sie es in den Tagen ihrer Kindheit gewohnt war — alle? nein! Natalie sprach nie von ihrem Herzen und verbarg die Neigung, die sie zu dem Freunde zog, wie die Blume ihre Wurzeln in der Erde verbirgt und doch daraus ihr stilles Leben saugt. Aber von den verlorenen Menschen erzählte sie, die sie gestern aufgesucht, von Richards strengem Gerechtigkeits Sinn und Eugens warmem, mitleidserfülltem Herzen.

„Es ist ein guter Junge, der Eugen,“ sagte der Präsident, als Natalie geendet hatte, „und niemals hätte ich geglaubt, daß er seine vom Vater ererbten Leidenschaften so bald ablegen werde. Das hat er aber Dir und Deiner Freundschaft für ihn zu verdanken, mein Kind, und er sieht es auch ein und liebt Dich, wie er soll, als ein Bruder, den nicht die Natur, aber meine und Deine Wahl Dir gegeben hat, und so soll es auch bleiben, so lange Du Dich nicht zu einer Ehe bequemt, und ich hoffe, selbst dann noch, wenn Dein Mann vernünftig genug ist, nicht auf Eugen eifersüchtig zu sein.“

„Ich zweifle,“ erwiderte Natalie, „daß er so lange bei uns ausharren wird.“

„Warum? Wer hat ihm etwas zu Leide gethan, daß er sich von uns trennen sollte?“

„Niemand, und das steht Eugen auch ein; aber sein Stand, den er sich nicht selbst erwählt hat, scheint ihn zu bedrücken; er

nen neuen Herrn gäben, wie würdest Du Eugen entschädigen wollen?“

„Ich habe an diesen Fall noch nicht gedacht, weil ich es mir nicht vorzustellen vermag, daß dieser neue Besitzer weniger Eugens Freund sein sollte, als ich seine Freundin bin.“

„Ob Marie wohl auch so schwesterliche Empfindungen hegt, wie Du?“

„Marie und Eugen verstehen sich nicht, weil sie sich nicht so gut kennen als wir.“

„Sie werden sich niemals besser kennen lernen, weil sie Beide ein gutes Theil Schroffheit von dem Vater geerbt haben, die freilich bei Marien wie unter Blumen ruht, die aber jedenfalls hervortreten wird, sobald Eugen in ihrer Nähe weilt und fortfährt, sie zu reizen; wenn ich auch die Ueberzeugung habe, daß Deine Gegenwart stets mildernd einwirken wird, so scheint es mir doch besser, daß wir für Marie einen passenden Mann suchen, ehe wir unserem Eugen eine Stelle in unserer Familie einräumen, die er jetzt noch mit seiner Schwester theilen müßte. Glaube mir, ich thue dem Jungen kein Unrecht, denn ich habe ihn lieb und weiß, daß ich Dich ihm anvertrauen kann, während Marie mir wie ihm noch fremd ist und eine Leidenschaftlichkeit in ihrer Brust verschließt, die Dir noch viel zu schaffen machen kann.“

„Eugen urtheilt fast ebenso, und doch habe ich Marie stets sanft und fast zu nachgiebig gegen meine Wünsche gefunden.“

„Nachgiebig, wohl, aber auch offen?“

„Nein.“

„Siehst Du, mein Kind, daß Du das Mädchen eben so wenig kennst, wie Eugen und ich, und daß es unvorsichtig wäre, den Bruder, gegen den sie keine Neigung empfindet, in ihre Nähe zu führen, ehe wir wissen, ob dabei auch unser Hausfriede gesichert ist?“

„Marie ist sehr hübsch und wird bald einen Gatten finden.“

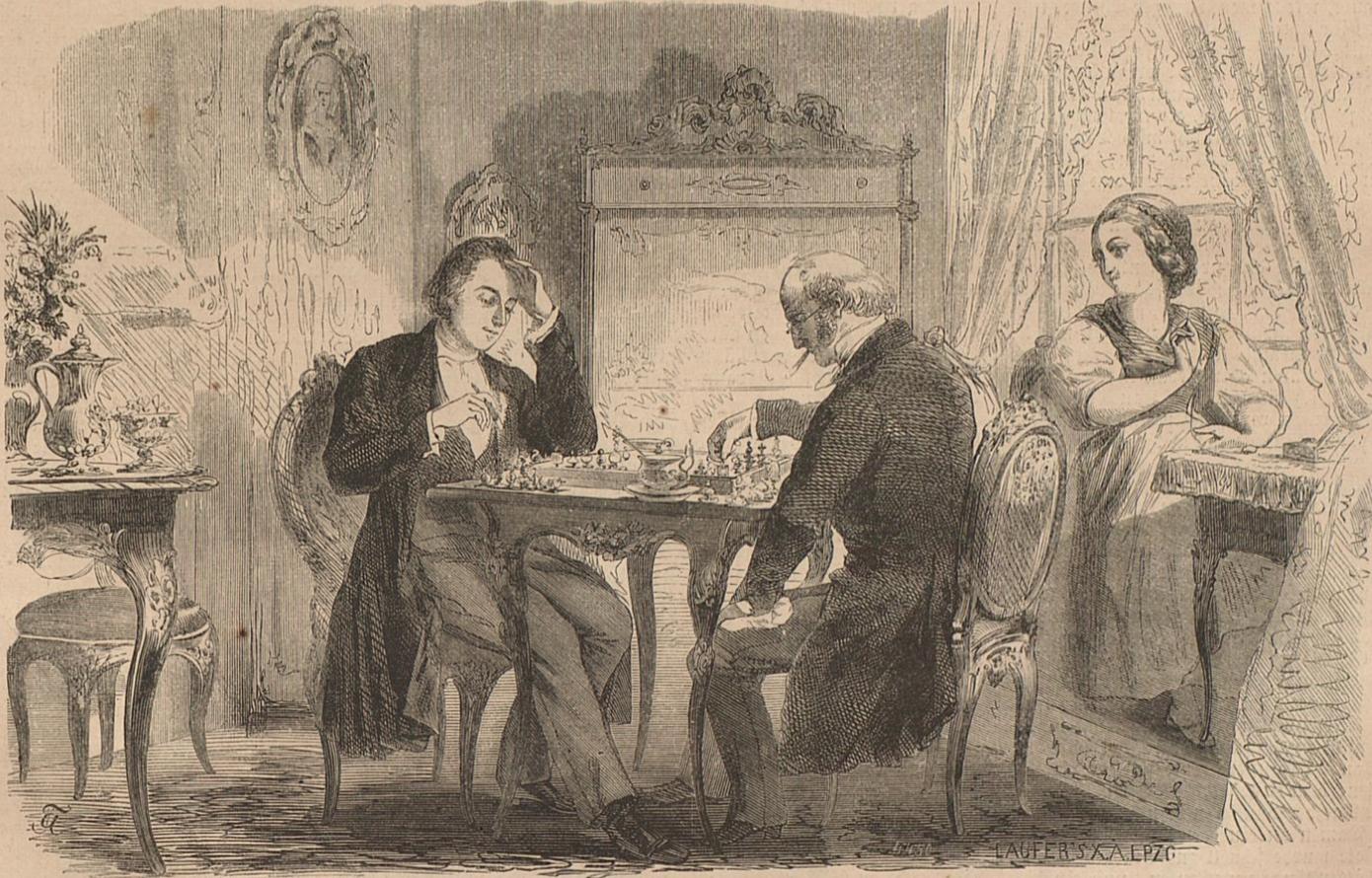
„So! hast Du ihr vielleicht schon einen ausgesucht und darfst ich wissen, wer es ist?“

„Derselbe, der soeben über den Hof reitet.“

Indessen war Marie mit ihrem über-vollen Herzen an den einzigen Ort geeilt, wo sie dieses Uebermaß von Gefühlen ausdrücken durfte, in das Pfarrhaus. Die kleine Lisbeth hatte bereits ihren Pflichten als Schullehrerin ge-

nügt und half ihrer Mutter in der Wirthschaft, als die Freundin eintrat. Sogleich verließ sie diese Beschäftigung und zog Marie in den Garten hinaus, denn auch ihr Busen war geschwellt von seligen Empfindungen und eine Glückswelt erschloß sich ihrem Blick.

Seitdem sie an des Pfarrers Hand in ihre stille Wohnung heimgegangen war, schien ihr ihr ganzes Wesen wie geheiligt durch seine Berührung und eine milde Heiterkeit verklärte sie, die sich selbst über ihre Umgebung ausbreitete. Der Prediger hatte am anderen Morgen ihrem Unterrichte beigewohnt und die kleine Lehrerin sehr gelobt; er hatte mit ihr über die Kinder und ihre verschiedenen Anlegen gesprochen und sie gebeten, ihn zu unterstützen, wenn er in den langen Winterabenden seine Bildungs-Versuche auch auf die Erwachsenen und Alten erstreckte. Dann hatte er ihr ein Buch gebracht, von dem sie freilich noch nicht mehr als den Titel lesen konnte, weil die Wirthschaft ihre Zeit in Anspruch nahm, und sie gebeten, ihm ihr Urtheil darüber zu sagen, und als er fortgegangen war und sie in seinem Zimmer aufsträunte, da hatte sie in seiner Bibel eine verweltete Kornblume gefunden — wie mochte die nur da hinein gekommen sein?



Ihr Auge ruhte auf der Stirn des heiß verehrten Mannes, die er mit seiner feinen Hand küßte. (Seite 330.)

sehnt sich nach einer freieren Thätigkeit und mir dünkt, theurer Vater, daß wir ihm eine solche geben könnten.“

„Ich verstehe, mein Töchterchen, ich verstehe, was Du für Deinen Liebbling wünschst, doch denke ich, daß es damit noch Zeit hat. Der Junge ist erst acht und zwanzig Jahr alt und bis hieher war ihm die Uniform nicht nur ein hübscher Schmuck, sondern auch eine glänzende Kette, die sich um seine natürliche Ungebundenheit schlang; nimmt man sie ihm jetzt plötzlich ab, so fürchte ich, er möchte sich zu frei fühlen und auf dieselben Streiche verfallen, durch die sein Vater die Seinigen zu Grunde gerichtet hat.“

„Du thust ihm Unrecht; Eugen ist gut und hat uns niemals ernstlichen Grund zur Klage gegeben.“

„Ich höre es gern, wenn Du ihn lobst, und gebe zu, daß er es ganz verdient. Bedenkt Du aber auch, was Du aus Händen giebst, wenn Du ihm die Verwaltung unseres Gutes vertraust?“

„Nichts, was mir seine Freundschaft nicht mit Zinsen wieder erstatten würde.“

„Und wenn Verhältnisse eintreten, die unserer Besetzung ei-

Marie dagegen erzählte von Richards Liebe und daß er den nächsten Frühling als die Zeit ihrer Verbindung genannt hatte. „Er liebt mich, er liebt mich,“ jubelte sie laut, „aber ich wollte, daß wir miteinander gegen Wolke und Drachen zu kämpfen hätten, denn ich fühle mich stark, wie eine Kriegerin. Welch eine Ehreheit war es doch von mir, zu glauben, daß er Natalie mir vorziehen könnte! sie kennt die Liebe nicht, sie hat keinen Begriff von dem Gefühl, das mich durchbebt und das allein ihn mir zu eigen macht.“

„Doch ist Natalie so gut, so klug und engelsmild. Wäre nicht der Mann glücklich zu preisen, der sie wählte und den sie zum Gatten annahm?“

„Was ist Klugheit, was ist Milde, wo allein die Leidenschaft zu sprechen hat? Wenn der Geliebte mich umschlingt, so ist es mir, als ob unsere Herzen ineinander wüchsen, da giebt es keine Trennung und kein Ende. O Lisbeth, Du kennst noch nicht die seltsame Gluth, die ich empfinde.“

Lisbeth erröthete. „Mir hat einmal geträumt, der Prediger küsse mich auf die Stirn; da hat es mich den ganzen Tag jedesmal heiß überlaufen, wenn ich ihm begegnete, und ich verfluchte mich.“

„Sprich, sehnst Du Dich denn nicht in seine Nähe, kannst Du denn immer so ruhig Deinen Geschäften nachgehen, wenn Du es weißt, daß er nur wenige Schritte von Dir weilt; schon die Anwesenheit seiner Gegenwart müßte Dein Herz pochen lassen.“

„Wußt ich denn nicht? Freilich würden mir meine Arbeiten nicht so lieb sein, wenn ich sie nicht in der Schule mit ihm, das heißt in seinem Sinne, und zu Hause für ihn zu verrichten glaubte.“

„Ich fasse es nicht. Wie kann man Kindern das ABC beibringen, oder Suppe kochen, wenn der Liebe Allgewalt das Herz gefangen hält? Natalie treibt mich auch zur Arbeit an; ich soll Müßel machen, stiden, dem Onkel vorlesen — ja, ich thü's, so lange ich muß, doch dann treibt's mich hinaus, ich muß den Bäumen sagen, daß mich Richard liebt, und Verse schreiben, die kein Auge sieht.“

„Ach, Du bist so viel klüger, als ich, und hast gewiß schon früher in Büchern gelesen, was Du jetzt empfindest.“

„Was Liebe ist, das steht in keinem Buch, und wenn ich's jemals las, so hab ich es bei Richards Anblick vergessen, so wie ich mich der Metrik nicht entsinne, wenn ich Gedichte mache.“

„Die solltest Du mir zeigen; sieh, es kann ja Niemand wärmern Antheil an Dir nehmen, als ich.“

„Liebst Du mich, Lisbeth?“

„Gewiß, ich liebe Dich.“

„Und wen noch sonst?“

„Ei, meine Mutter und Natalie und den guten, alten Prä- sidenten und alle meine Dorfkinde!“

„Halt ein, Mädchen, halt ein! Was hast Du für ein Herz, in dem sich Raum für Alle findet? Ein einziges Bild, das in dem meinigen lebt, macht dasselbe zum Zerspringen voll. Ist es wohl darum kleiner als das Deinige?“

„Du liebst mich also nicht?“

„Ich bin so gern bei Dir, weil lieber hier, als anderswo, wo ich von meiner Liebe nicht reden darf; doch Dich und Alles was ich kenne, gab ich hin für einen Kuß von des Geliebten Mund. Komm, sieh darum nicht betrübt aus, Lisbeth, bist Du doch meine einzige Vertraute, wie er mein einziger Theurer ist.“

Die kleine Lisbeth fiel ihr um den Hals.

„Ich kann mich ja mit Dir nicht messen,“ sagte sie, „Du bist viel klüger, viel gebildeter, als ich. Wohl weiß ich es, daß ich zu einfach bin, um Deine Liebe zu verdienen, doch von Dir und von dem Herrn Prediger will ich nichts, als nur Euch sehen, nur in Eurer Nähe leben dürfen, muß ich mich Dir gegen- über nicht fast meines unverdienten Glückes schämen, da ich den verehrten Mann an jedem Tage sehe, während Du von Deinem Freund geschieden bist!“

„Weiß ich doch, daß er in der Ferne an mich denkt und daß er bald zurückkehrt.“

Lisbeth begleitete die Freundin bis zur Gartenthür, wo sie sich trennten. Lange blickte sie ihr nach; ihr schien Marie ein höheres, besseres Wesen, als sie selbst, so schön, so würdig heiß geliebt zu werden, wenn sie selbst sich überglücklich fühlen mußte, nur lieben zu dürfen, wo sie niemals auf Erwidrerung ihrer Neigung hoffen konnte. Das waren aber Gedanken, zu denen Lisbeth keine Zeit hatte, sich sie mit der Hand über ihre reine Stirn, als wolle sie dieselben verschonen, und eilte zu der Mutter, der sie mit gewohnter Pflichtigkeit in ihren wirtschaft- lichen Beschäftigungen zur Hand ging.

Als Marie in das Schloß zurückgekehrt war, fand sie dort den Gast, den ihr Natalie als den Baron Reiner vorstellte. Sie entsann sich sogleich, ihm gestern schon begegnet zu sein, und grüßte ihn mit einem leichten Erröthen, welches sich Natalie zu seinen Gun- sten deutete. Der Jüngling, der mit einer einnehmenden Ge- stalt die Manieren der guten Gesellschaft verband, konnte nicht verfehlen, einen angenehmen Eindruck hervorzubringen; er war sich dessen bewußt, und das gab ihm eine Sicherheit des Auftre- tens, die dem weiblichen Geschlechte doppelt gefährlich ist. Des Auftrags, den ihm seine Aeltern gegeben, die Damen zu einem morgen stattfindenden Feste einzuladen, entledigte er sich nun mit liebenswürdiger Höflichkeit auch gegen Marie, und Natalie fügte hinzu, daß sie die Aufforderung für sich und ihre Vase an- genommen habe. Nicht lange darauf entfernte sich der Baron, nachdem er dem Präsidenden, dem er gefiel, das Versprechen ge- geben hatte, ihn als guter Nachbar häufig zu besuchen.

Sogleich gingen die Damen an eine ernsthaftige Berathung über ihren Putz. Ein Votum wurde schnell zur Stadt beordert, um noch einige fehlende Gegenstände einzukaufen, und ein bis dahin unbekannter Toilettenreifer bemächtigte sich vorzüglich Na- talias, indem sie wünschte, ihre Cousine so reizend als möglich erscheinen zu lassen. Ihr hatte der junge Reiner mit seinem offen- en, heitern Wesen sehr zugesagt und sie wünschte jetzt mehr als je die Verbindung, die auch dem Vater angenehm war, und zu der Marie, wie sie nicht anders glaubte, von ganzem Herzen ihre Zustimmung geben würde.

Schnell verging der Tag unter mancherlei Vorbereitungen, und als die Sonne sich neigte, eilte Natalie mit Marie hinunter in das Dorf, um Lisbeth aufzusuchen.

Sie sah vor ihrer Thür und spann zur Seite ihrer Mutter. Der Prediger hatte sein mit Weingerank umgebenes Fenster auf- gemacht und redete von Zeit zu Zeit mit seinen Hausgenossen, die nicht weit davon die Plätze aufgeschlagen hatten. Dorfleute, die vorüber kamen, blieben plaudernd stehen, die Kinder, welche auf dem Kirchhof spielten, brachten Lisbeth Blumen und frag- ten sie nach Diefem und Jenem.

Natalie reichte ihrem Zögling die Jahrmarktsgabe; als sie ihr aber das blaue Band, das ihr der Lieutenant gekauft, auf ihre braunen Flechten legen wollte, da wurde Lisbeth roth und hinter seinen noch unreifen Trauben zog der Prediger ein saures Gesicht.

„Du darfst es immer nehmen,“ sagte Natalie, „es kommt von einem Freunde, der Dich schon seit Deiner Kindheit kennt, und der noch obendrein mein Vetter ist.“

„So will ich Ihnen meinen Dank dafür abstellen, den ich ihm nicht sagen kann,“ erwiderte die Kleine, indem sie die weiße Hand des Fräuleins liebevoll an ihre Lippen drückte.

„Kind,“ scherzte Natalie, „Du wirst mich für recht Eigen- nützig halten, wenn ich Dich jetzt gleich um einen Dienst ersuche.“

„O Fräulein, wie freut es mich, Ihnen nützlich sein zu dürfen.“

„Sieh, wir sind morgen in Gesellschaft, fahren schon um Mittag von hier fort und kehren schwerlich vor dem Abend heim. Da weißt Du nun, wie ungenüßlich dem Vater einsam lasse, und so komm ich mit der Bitte, daß Du bei ihm bleibst und meine Stelle vertrittst. Die Mutter giebt wohl ihre Einwilligung dazu.“

Lisbeths Augen glänzten vor Freude. „So kann ich auch Marie in ihrem Putze sehen,“ rief sie aus. „O wie Sie gültig sind, mir so viel Freundschaft und Vertrauen zu schenken!“

„Wahrhaftig,“ sagte Natalie, „Du verdienst es. Doch nun lebe wohl, der Abend kommt so frühe, daß wir eilen müssen, noch vor ihm zurück zu sein.“

„Freust Du Dich denn nicht unbeschreiblich auf das Fest?“ fragte am andern Tage die kleine Lisbeth ihre Freundin, die in vollem Putze vor ihr stand.

„Richard ist ja nicht dort. Was kümmert mich die Welt, wenn er nicht drinnen ist.“

Natalie trat hinzu; sie hatte von dem Vater Abschied ge- nommen und gab der kleinen Lisbeth noch einige Aufträge.

„Du mußt des Vaters Tisch mit Blumen schmücken,“ sagte sie, „wie ich es stets zu thun gewohnt bin. Vergiß nicht, ihm ein Kissen unter die Füße zu legen, wenn er auf der Terrasse sitzt, und sieh zu, wenn er seine Mittagstruhe hält, daß ihn Niemand störe.“

Lisbeth versprach nach ihren Kräften Sorge für ihn zu tra- gen, und die beiden Damen fuhren davon.

Wir wollen ihnen nicht in den Kreis der ländlichen haute volée folgen, den sie heute besuchen, wir wollen nicht die Auf- merksamkeit beschreiben, die man Natalie, vielleicht weniger weil sie klug und liebenswürdig, als weil sie eine reiche Erbin war, erwies, noch das Entzücken, das Mariens Schönheit in allen Herzen, vorzüglich in dem des jungen Reiner, erregte; wir wollen uns kein Urtheil über das Benehmen des Grafen N. und seiner drei Töchter, noch über die Anzüge der Landrätin B. und der Majorin C. erlauben, stillschweigend über die Jagdgeschich- ten des Oberforstmeisters D. und die Prahlerei des Herrn von E. hinweggehen, des Lieutenants von F. Geschicklichkeit im Tanzen unerwähnt lassen und selbst der Wirthe und ihrer freimüthigen Gastfreundschaft kaum mehr, als mit einem Worte gedenken.

Wir bleiben lieber in dem Schlosse bei der kleinen Lisbeth, die ebenso wenig zu der großen Gesellschaft eingeladen ist, als wir, freuen uns der Sorge, die sie auf die Bequemlichkeit des al- ten Herrn verwendet, sehen, wie sie ihn durch den Garten führt, ihm auf seinem Lehnsstuhl die Kissen zurecht legt, die Zeitungen vorliest und ihm in ihrer kindlichen Weise Alles vorplaudert, wovon sie irgend hoffen darf, daß es ihn unterhält. Wäh- rend er nach Tische in seinem Sopha schlummert, sitzt sie in dem Garten, mit der Arbeit, blickt durch die offenen Fenster nach ihm hin und denkt abwechselnd an Marie und an das Vergnü- gen, große Gesellschaften zu besuchen, an ihr stilles Haus und ob der Prediger sie wohl beim Tischgebet vermissen haben möchte; dann sättert sie Natalie's Vögel mit Zucker, streichelt den Hund, damit er seinen Herrn nicht durch sein Knurren im Schlafe störe, und als dieser endlich von selbst erwacht, ist sie sogleich bei ihm, um den Kaffee zu bereiten.

Doch kaum hatte sie die erste Tasse eingeschenkt, als durch die weit geöffnete Thür ein unerwarteter Gast ins Zimmer trat. Fast wäre ihrer Hand das Porzellan entglitten, so freudig war ihr Schreck, so lebhaft flogen ihre Pulse. Der Prediger kam, um, wie er öfters that, Schach mit dem Präsidenden zu spielen, und hatte wohl den heutigen Tag dazu gewählt, weil er ihn allein wußte — so sagte er wenigstens. Lisbeth war glücklich, nun auch ihn bedienen zu dürfen; sie brachte Schachtisch und Zi- guren herbei, reichte den Männern Cigarren und den brennenden Jibibus und setzte sich alsdann in stiller Seligkeit mit ihrer Ar- beit in die Fenstersitze.

Draußen tanzten die ersten gelben Blätter im Windeshauch. Ein frischer Duft zog durch das Zimmer, und Alles war so still, so traut. Von ihrem Plaze konnte Lisbeth gut das Spiel der Männer übersehen, das sie sonst oft genug mit ihrem Vater hatte spielen müssen. Jetzt fragte sie nicht nach Springern und Käufern, gleichgiltig waren ihr die Bauern und selbst für das Gesicht der Königinen hatte sie keine Sympathie. Ihr Auge ruhte auf der Stirn des heiß verehrten Mannes, die er mit sei- ner feinen Hand stützte, und ihre Blicke küßten jede Locke seines dunkeln Haars, das ihre Liebe wie mit einem Heiligenschein umgab. Zuweilen sah auch er empvor, doch senkte sie die Wimpern dann so schnell und nähte mit solchem Eifer weiter, daß sie nicht wissen konnte, wen sein Auge suchte.

Indessen sollte dieser der Einsamkeit geweihte Tag noch durch einen zweiten Besuch unterbrochen werden. Es war Eug- en, der schnell hereintrat, den Oheim begrüßte, nach Natalie fragte und dann, als er Bescheid erhalten, Lisbeth's Hand ergriff und sie hinaus auf die Terrasse zog. Der Prediger, der ihnen erlaubt nachsah, verlor darüber den Faden seines Spiels und die fast schon gewonnene Partie.

„Liebe Lisbeth,“ sagte Eugen, „es thut mir unbeschreiblich leid, Natalie nicht zu finden; so muß ich Sie denn bitten, daß Sie mein Zimmer zur Nacht in Ordnung bringen lassen, denn ich denke wieder zurück zu kommen; vor allen Dingen aber lassen Sie noch ein Bett hineinsetzen und — sagen Sie dem Onkel nichts! Ich gebe zu Natalie hinauf, um ihr ein paar Worte zu schreiben, und rechne im Uebrigen ganz auf Ihre Güte.“

„Doch was soll ich dem Präsidenden sagen, wenn er mich fragt?“

„Daß ich zum Herbst-Manoeuvr reite und mich nach dem Befinden meiner Schwester erkundigen wollte; denn, Lisbeth, wenn man lügen will, so muß man's ordentlich thun, damit's die Leute glauben.“

Damit rief er den beiden Herren ein lustiges Lebewohl zu und ehe noch die kleine Lisbeth Zeit hatte, ihm für das Jahr- marktsgeßent zu danken, war er schon in Natalie's Zimmer verschwunden, wo er folgendes Billet schrieb:

Liebste Natalie! Ich bin soeben im Begriff einen dummen Streich zu machen und zähle dabei auf Deine Unterstützung. Hoffentlich kehre ich noch vor der Nacht zu Dir zurück; sollte Dich jedoch die Müßigkeit zu Beite treiben, so schenke mir we- nigstens morgen früh einen Augenblick. Berathe mich aber dem Vater nicht! Dein treuer

Der alte Präsidant ließ sich von Lisbeths Erklärung dieses plßlichen Besuches nicht beßören.

„Zum Herbst-Manoeuvr ist es noch recht früh und die Er- kundigung nach Mariens Befinden riecht sehr stark nach faulen Fischen. Es ist aber gut, daß der Eugen das Lügen ebenso schlecht versteht, wie Du, Lisbeth, denn sehen sie nur, Herr Pre- dige, wie roth das Mädchen geworden ist.“

„Ich habe nur gesagt, was mir der Herr Lieutenant aufge- tragen hat,“ antwortete Lisbeth, „und wenn ich nicht soeben sein Pferd davon traben hörte, so würde ich ihn rufen, damit er es Ihnen bestätigte.“

Damit enteilte sie, um dem Bruder ihrer Freundin auch seine andern Wünsche zu erfüllen.

Der Prediger fuhr fort schlecht zu spielen und seine trübe Stirn erheiterte sich selbst beim Abendessen nicht, wobei Lisbeth mit allerliebstem Humor mancherlei kleine Geschichten aus der Schule erzählte. Fast niemals hatte er das Mädchen so gesprä- chig gesehen, niemals so viel Wit in ihr vermutet. „Das kommt aber vom Lieutenant,“ dachte er und nahm ihr die gute Laune fast übel. Der Präsidant dagegen lachte herzlich und nannte sie sein gutes Töchterchen, das er gern immer um sich haben möchte, dankte ihr, als er sich seiner Gewohnheit gemäß früh zur Ruhe begab, für den angenehmen Tag, den sie ihm bereitet, und bat den Prediger, das Kind unter seinem Schutz nach Hause zu führen. Die kleine Lisbeth schied ungern schon so zeitig von hier; sie hätte gern Marie bei der Rückkehr be- grüßt und Natalie auf Eugens Ankunft vorbereitet; der Pastor aber trieb zum Heimweg an und hätte sie in düfterm Unmuth Schweigend nach Haus geführt, wenn nicht des Mädchens heitere Stimmung ihn erweckt hätte. Sie hatte in den wenigen Tagen, seit sie mit Richard und Eugen und vorzüglich mit Marie ver- kehrt hatte, bedeutend an Sicherheit gewonnen und machte jetzt, beschützt von dem dunkeln Flügel der Nacht, den Versuch, ih- rem Geliebten mit derselben Heiterkeit entgegenzutreten, die sie soeben noch dem Präsidenden gegenüber gefühlt hatte. Sie beichtete die Lüge, zu der Eugen sie verführt hatte, und erzählte von den Streichen, die er in seiner Knabenzeit gemacht, auf eine so drollige Weise, daß der erste Mann nicht nur seinen Ber- dacht gegen den Lieutenant fahren ließ, sondern sich auch durch des Mädchens frisches Wesen immer mehr ermuntert fühlte. So berichtete auch er von seinem Studentenleben, und viel zu nahe stand das Pfarrhaus an dem Schloß, als daß die Weiden mit der Lust an ihrer Unterhaltung hätten fertig werden können. Es schien ihnen beim Abschied, als hätten sie heute erst ihre Be- kanntschaft gemacht, und sie freuten sich, dieselbe fortsetzen zu können.

Weit später, als sie es gedacht, kehrten die beiden Cousinen aus der Gesellschaft zurück. Natalie, die dergleichen Lustbarkei- ten kannte, hatte nur um Mariens willen Freude daran gefun- den und diese, der es neu war, sich von einer Schaar von An- betern umgeben zu sehen, hatte das Vergnügen aus voller Seele genossen. Ganz einzig waren sie darin, den jungen Reiner für den liebenswürdigsten Cavalier der Gegend zu erklären, und er schien eine gleich gute Meinung von den beiden Damen zu hegen, denn er hatte sie sichtlich ausgezeichnet und um die Er- laubniß gebeten, ihnen seine Aufwartung machen zu dürfen.

Der Anfang dieser Verbindung war also gemacht und alles Ue- brige beschloß Natalie dem Schicksal zu überlassen. Marie, welche den Tag über wenig Zeit gehabt hatte an Richard zu denken, zog sich bei ihrer Heimkehr schnell auf ihr einsames Zimmer zu- rück, während Natalie nach dem Befinden ihres Vaters fragte und sodann die harrende Dienerin entließ.

Auf ihrem Tische fand sie ihres Veters Brief — war er im Hause? man hatte es ihr nicht gemeldet. Sie klingelte noch einmal nach dem Mädchen und hörte, daß Lisbeth zwei Betten für ihn hatte bereiten lassen und daß er dennoch nicht zurückge- kehrt sei. Was konnte er vorhaben? Natalie stürzte gerade jetzt, wo sie die Hoffnung, bei dem Vater für ihn zu wirken, noch nicht aufgegeben hatte, daß, was er selber eine Dummheit nannte, ganz ungemein. Und was mochte ihn abhalten, in dem Schloß zu übernachten, nachdem er solche Vorbereitungen hatte treffen lassen? Sie dachte lange hin und her, dann endlich siegte ihr Vertrauen zu ihres Veters gutem Herzen.

„Was grübele ich nach?“ sprach sie, indem sie sich zur Ruhe legte, „Eugen thut nichts, wobei ich ihn nicht mit gutem Gewis- sen unterstützen könnte, und der Vater ist zu nachgiebig, als daß er uns, seinen Lieblingen, lange zürnen möchte. Im schlimmsten Falle wird's ein wilber Streich, wie ich deren schon so viele für ihn gut gemacht habe, und aus denen seine Ehre stets rein her- vorkommt, und das Beste ist, daß ich ihn morgen zuerst sehe und den Vater vorbereiten kann.“

So schlummerte sie ruhig ein.

Eugens dumme Streiche.

Natalie stand frühe auf, um ihren Vetter sogleich bei seiner Rückkehr sprechen zu können; allein der Morgenwind schüttelte den Thau von den Blättern, die Blumen wandten sich der Sonne zu, die sich, gleich einem Jupitersadler, immer höher und höher hob, und noch war nichts von dem Lieutenant zu sehen.

Der Präsidant klingelte nach seinem Frühstück, bei welchem seine Tochter niemals fehlte, und hier mußte sie, während Marie noch die Anstrengungen des Tages auszufließ, vom gestrigen Feste und über diesen und jenen Bekannten berichten. Dagegen er- zählte der Alte von der kleinen Lisbeth und wie sie ihn so gut verpflegt und unterhalten hatte, und so konnte denn auch Eugens Besuch nicht unerwähnt bleiben. Natalie hatte dem Diener be- fohlen, sie sogleich zu benachrichtigen, wenn der Lieutenant käme, und nicht ohne Anruhe blickte sie durch das Fenster nach der Landstraße, die zur Stadt führte, hinüber.

„Was kann Eugen nur vorhaben?“ fragte der Präsidant, nachdem er sein sllüchtiges Erscheinen geschildert hatte; „gewiß weißt Du darum und willst jetzt mit der Sprache nicht heraus?“

„Ich kenne von seinen Absichten nichts, als was er mir ge- stern schriftlich mitgetheilt hat,“ antwortete Natalie.

„Er hat an Dich geschrieben? Sieh, sieh! Du mußt doch eine hohe Stelle in seinem Vertrauen einnehmen! Und was schrieb er denn?“

„Daß er zur Nacht oder spätestens heute früh hierher kom- men und mich sprechen wollte.“

„Und er ist nicht gekommen?“

„Nein, und das beängstigt mich.“

„Ei, Paß! Er wird ja nicht in eine Räuberhöhle gerathen sein, und wenn auch, so hat er noch seinen Degen. Laß ihn sein Leibericht kochen, liebes Kind! Er wird die Zeit verschlafen haben und kommt dann zu Mittag heraus. Und dann, Natalie, dann kannst Du ja noch einmal fragen, ob er sich wirklich in sei- ner Uniform so unglücklich fühlt, und wir berathen dann zusam- men, was sich für ihn thun läßt.“

Liebster Vater, wie gut Du bist!  
 „Doch nicht so gut, wie Du denkst, denn auf Deine gestrigen Wünsche möchte ich auch noch heute nicht eingehen. Aber sage mir, ist der Eugen etwa verliebt und verdröhen ihm Heirathsgebanken den Kopf?“  
 „Gewiß nicht! Das hätte er mir gesagt.“  
 „Verlaß Dich nicht so sehr auf sein Vertrauen; Du siehst ja, er hat Heimlichkeiten vor!“  
 „Die er mir heute noch enthüllen wird! Und dann, bester Vater, wird Deine Güte gegen ihn sein Herz so freudig öffnen, daß Dir von seinen Wünschen und Plänen nichts verborgen bleiben kann.“  
 Der Alte lächelte. Seitdem Natalie ihm den Vorschlag gemacht hatte, Eugen als Verwalter des Gutes noch mehr an sich zu ziehen, seitdem war der Gedanke in ihm aufgestiegen, daß seine Tochter, die bisher jede Verbindung zurückgewiesen, nicht abgeneigt sein möchte, dem jugendlichen Freunde, zu dem sie ihre Zuneigung so wenig verbarg, ihre Hand zu reichen. In der That liebte er Eugen wie einen Sohn, er setzte in seine Ehrenpflichtigkeit das vollste Vertrauen und wußte, wie selbst die schroffen Seiten seines Charakters sich vor Nataliens sanftem Wesen ebneten. Er mußte sich gestehen, daß sein Kind eine weit glänzendere Wahl hätte treffen können, daß sie durch ihre Geburt und ihren Geist berechtigt war, selbst in die höchsten Circel emporzu steigen; Natalie hatte aber niemals nach dem Schimmer gestrebt, und wie sie sich nicht durch den Ehrgeiz hatte verlocken lassen, mit ihren Talenten hervorzutreten, so lag es auch (wie ihr Vater mit befriedigtem Sinne dachte) in ihrer Weise, sich ihre Häuslichkeit bescheiden an der Seite eines Mannes, von dem sie sich geachtet und geliebt fühlte, einzurichten und in dem selbst gewählten Kreise ruhig bildend fortzuwirken. Der Präsident hatte jedoch in einem langen und ereignisreichen Leben mancherlei Erfahrungen gemacht; und glaubte bemerkt zu haben, daß ein zu nahes Zusammenleben von Personen, welche bestimmt sind, sich zu heirathen, selten zu einem günstigen Ende führt. „Es taugt nicht“, dachte er, „daß man sich allzugenaue und selbst in seinen Fehlern kennen lernt, ehe nicht der Segensspruch der Trauung seine Weihe auch über diese ausgegossen hat. Ich habe Frauen gesehen, die ihren Männern kleine Eigenheiten vergaben, die sie bei ihren Liebhabern nie geduldet hätten, und Männer, die ihre Weiber herzlich gerne mit der Küchenschürze sahen, nachdem sie vorher nur ein schwebendes Ideal in ihnen hatten erblicken wollen; ich habe es aber auch erlebt, daß liebende Menschen, die in aller Bequemlichkeit nebeneinander lebten, niemals zu einer Erkennung gelangten, welche Haare bekamen und die ganze Poesie der Empfindung verloren, ehe es ihnen einfiel, daß für sie noch ein viel höheres Glück zu erreichen sei — und darum soll mir der Eugen jetzt nicht ins Haus! Mag er sich gegen Natalie ausdrücken, mir soll es lieb sein; ich schicke die beiden jungen Geschwister dann ein Jahr lang auf Reisen, weil im Gemüthe der Natur zwei Menschen sich am Besten ineinander finden, lasse mich unterdeß von der kleinen Lisbeth pflegen, und wenn sie wieder kommen, so bleibe mir vor meinem Tode wohl nichts mehr zu wünschen übrig, als ein Paar niedliche Entelchen.“  
 Mit solchen freudigen Gedanken beschäftigte sich der alte Mann, während seine Tochter mit einer Schnujt, die mit der Liebe wenig gemein hatte, ihren Vetter erwartete. Marie hatte sich spät vom Lager erhoben und sah jetzt am Clavier, wo sie die Leidenschaft der jungen Brust in Beethoven'schen Sonaten dahindrausen ließ. Wie Mahnungen der ferneren Geisterwelt erklangen diese Töne zu Natalien hinüber, die auf der Terrasse stand, und weckten auch in ihr die klagende Stimme der trauernden Liebe. Zum ersten Mal in ihrem Leben überkam sie ein Gefühl von Einsamkeit; sie konnte ja von ihrem Innern weder zu dem Vater noch zu Eugen reden — ach und ihre einzige Freundin, der sie gewohnt war, jede Empfindung mitzutheilen, war seit langer Zeit von ihr getrennt! Natalie ließ in ihrer stillen Brust nicht leicht einen heftigen, leidenschaftlichen Schmerz die Oberhand gewinnen, so lange sie die Kraft besaß, ihn zu bekämpfen und die Ruhe zu erringen, doch jetzt lehnte sie die Stirne an die Säule, welche die Veranda trug, und eine heiße Thräne drängte sich zwischen den geschlossenen Wimpern hervor.  
 Da schallten Pferdehufe von dem Schloßhof herüber. Das mußte Eugen sein, das treueste, beste Herz in der Welt! Natalie trieb schnell die reichen Locken zurück und eilte ihm entgegen; sie glaubte so bestimmt ihn auf dem Corridor zu treffen, daß sie fast mit einem Schrei zusammenfuhr, als sie ein anderes Gesicht erblickte.  
 Es war der junge Reiner, der gekommen war, sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, und zugleich, wie er Marien gestern versprochen, ihr Unterricht im Reiten zu geben. Der alte Präsident freute sich, den Sohn eines seiner ältesten Bekannten bei sich zu sehn, und nahm ihm gleich das Versprechen ab, über Mittag dazubleiben. Der Baron ging ohne Zögern darauf ein.  
 „Ich bin hier an meinen Lehnhühl gebannt“, sagte der Präsident, „und schicke nur von Zeit zu Zeit meine Tochter in die Welt hinaus, damit sie mir Kunde von dort bringe, wie ein kleiner Käfer einem einsam stehenden Baum an seinen flügelartigen Blüthenstaub zuführt. Da freut es mich, wenn ihr ein Freund die Mühe abnimmt, einen alten Mann zu unterhalten.“  
 So setzte sich der junge Baron zu ihm nieder und erzählte in munterer Weise von seinen Reisen, bis das Pferd, auf welchem Marie die ersten Versuche im Reiten machen sollte, gefaltet war. Dann ließ sich der Präsident seinen Stuhl ans Fenster rücken, um dem Unterrichte beizuhören zu können. Und wahrlich, der Anblick verlohnte sich der Mühe, denn neben Mariens lieblicher Gestalt nahm sich Baron Hermanns schlanker Wuchs äußerst vortheilhaft aus, und als sie sich vom Pferde zu ihm niederbeugte und er seinen Arm nachlässig auf den Hals des schönen Thieres lehnte, da bildeten die dunkeln Buchen, die den Schloßhof einfaßten, den Hintergrund zu einem wunderlichen Bilde.  
 Natalie hatte das Reiten bei dem alten Unterofficier, dem Genossen ihrer Kindheit, gelernt und es oft in Gesellschaft Eugens geübt. Als nun Marie sie bat, ihr bei dem Unterrichts beizuhelfen zu sein, da schwang sie sich an der Hand des Barons mit Leichtigkeit aufs Pferd und machte ihre Schule so vortreflich, daß Reiner laut Bravo rief.  
 Darüber war es hohe Mittagzeit geworden, und eben wollte man sich wieder um den Präsidenten sammeln, als ein Geschrei und Gelächter, das von der Dorfstraße aus herüberkellte, Nataliens Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte. Sie eilte schnell dem Gitterthore zu, und was sie hier erblickte, das wirkte so sonderbar auf sie, daß ihr Fuß wie festgebannt stehen blieb und die halbgeöffneten Lippen den Ausruf des Erstaunens nicht hervorzubringen vermochten.  
 Auf seinem müden, schweißbedeckten Pferde saß Eugen. In seinen Armen hielt er den italienischen Knaben, der sonst, wie an dem Mutterbusen eingeschlummert war, während des Reiterausgangs wie mit Vaterliebe auf ihm ruhte, und hinter ihm hockte der Zwerg, wie ein Affe auf einem Kamel, machte die possit-

lichsten Sprünge, schnitt die lächerlichsten Gesichter und erhob sich dann und wann, um über Eugens Schulter hinweg das schlafende Kind zu betrachten. Der Anblick war zu neu für die Jugend des Dorfes. Sie verammelte sich schreiend und verfolgte das Hoß und seine drei Reiter mit unbeschreiblichem Jubel. Vergeblich warf Eugen einige verdrießliche Worte unter sie, vergeblich erhob er selbst die Reitheitsch: — die lachenden Kleinen, die für einen Moment auseinanderstoben, versammelten sich wieder und verdoppelten ihr schreiendes Gelächter. Ja, was zuerst nur staunende Verwunderung war, das wurde jetzt zum lauten Spotte. Die Witzbolde der Dorfschule erhoben ihre Stimmen und wurden von dem übrigen Haufen herrlich unterstützt. Eugen war es, als ob er sich in einem Bienenschwarm befände.  
 „Der Herr Lieutenant reitet zum Jahrmarkt!“ rief einer der Burschen.  
 „D nein“, schrie ein Anderer, „er kommt schon davon her. Seht Ihr denn nicht, daß er sich einen Affen gekauft hat!“  
 „Herr Lieutenant“, rief ein Dritter aus vollem Halse, „wachsen solche krumme Gurken wie der da auf den Bäumen?“  
 „Es ist ein Rucknacker vom Weihnachtsmarkt!“ meinte ein Vierter, während sich der Dreifeste von Allen an den Schwanz des Pferdes hängte, bis Eugen dieses umwenbete, den Jungen, die plötzlich verblüfft stehen blieben, eine höfliche Verbeugung machte und folgende Rede hielt:  
 „Meine Herren! Wenn Ihr nicht eine so gottvergessene Brut wäret, so würdet ich Menschenrechte an Euch ausüben und die Gnade meiner Reitheitsch über Euch walten lassen. Aber ferne sei es von mir, mit eingreifen zu wollen in die verworrenen Wege humanistischer Bildung, zu denen Ihr die hoffnungsvolle Baumshule liefert. Dagegen habe ich als treuer Unterthan die Verpflichtung, keinen staatsgefährlichen Aufstand zu dulden, ich befehle Euch also im Namen der waltenden Geseze, die Euch nichts angehen: Ordnung! Nicht Euch! Rechts umkehrt! Marsch!“  
 Den Jungen, die kein Wort verstanden hatten, imponirte diese Rede bedeutend. Den im Donnentone gesprochenen Commandoworten gehorchten sie sogleich, indem sie sich umdrehten und eilends davonliefen, und während sie nach einigen Schritten wieder stillstanden und sich besannen, ob sie nicht ihre Angriffe aufs Neue beginnen sollten, hatte Eugen bereits das Thor erreicht, an welchem seine Freundin ihn erwartete.  
 „Es ist gut, daß Du hier bist“, sagte Eugen, „das Kind bedarf Deiner Pflege!“ Und sich hernieder beugend, legte er den schlummernden Knaben in Nataliens Arme. Mit einem Kopfsprünge und sich dreimal in der Luft überschlagend, hüpfte der Zwerg herab und begrüßte das ihm schon bekannte Fräulein mit seiner graziosen Verbeugung. Natalie, die ihn zum ersten Male bei voller Beleuchtung sah, erschraf fast vor den krankhaften und erschöpften Zügen des kleinen Mannes. Ein Diener nahm Eugens Pferd in Empfang und er selbst folgte, weit entfernt als es sonst in seiner Weise lag, seiner Base, die ihn und die Fremden auf ihr eigenes Zimmer führte und das Kind, weich mit einem Shawl bedekt, in die Sophaede legte, während der Budliche auf einem Fußstufen vor ihm niederhockte.  
 Bis jetzt hatten die beiden Verwandten keine Silbe miteinander gewechselt. Jetzt aber wandte sich Natalie ihrem Vetter zu und reichte ihm mit einem warmen Blicke die Hand.  
 „Das also sind Deine dummen Streiche?“ sagte sie lächelnd, während in ihren Augen ein feuchter Schimmer glänzte.  
 „Ja wohl“, erwiderte Eugen sehr ernst, „und ich hoffe, daß ich dabei nicht umsonst auf Dich rechnete.“  
 Indem erwachte der Knabe und fing, als er sich in fremden Räumen sah, jämmerlich nach seiner Mutter zu weinen an. Natalie wollte ihn in ihre Arme nehmen, Eugen hielt sie jedoch davon zurück, denn schon hatte der Zwerg das Kind auf seinen Schooß gehoben und redete in italienischer Sprache und auf eine so rührend liebevolle Weise zu ihm, daß Eugen seiner Base zuflüsterte:  
 „Du siehst, ich konnte die Beiden nicht trennen.“  
 „Aber die Lettern?“ — fragte Natalie.  
 „Das ist eine lange, traurige Geschichte, die ich Dir später erzählen will.“  
 Natalie klingelte und ließ Speisen für ihre Gäste bringen. Der kleine Paolo wurde zwischen seine beiden Beschützer gelekt und erheiterte sich beim Anblick des Mahles. Der Budliche, der es gewohnt war, sein Brod nur durch seine Künste zu verdienen, stellte sich auf die Hände und präsentirte den Obstkorb auf seinen Schuhsohlen, bis ihm Eugen sagte:  
 „Laß das, Crescenz, wir wollen Deine Künste nicht. Hier, nimm den Teller und is wie ein vernünftiger Mensch!“  
 Der Zwerg richtete sich empor, nahm die dargebotenen Speisen und setzte sich damit in einen entfernten Winkel, ohne jedoch den Knaben aus den Augen zu verlieren. Dieser hatte während des Essens schon Vertrauen zu seinen neuen Freunden und vorzüglich zu Nataliens milden Augen gewonnen. Er sprach halb italienisch und halb deutsch und fragte, wo das Pferd geblieben sei. Eugen antwortete, es sei hungrig gewesen, wie er, und es thäte nun, was er soeben auch gethan habe.  
 „Ist es nun satt?“ fragte Paolo.  
 „Ja wohl.“  
 „So wollen wir zu ihm gehen und wieder zu Mama zurückreiten.“  
 „Das ist nicht nöthig, Mama wird zu Dir kommen.“  
 „Wann?“  
 „Recht bald, wenn Du artig bist, und unterdeß soll Dich Crescenz in den Garten führen, wo die bunten Vögel sind.“  
 Der Knabe klatzte in die Hände und sprang zu seinem Gefährten hin. Eugen bezeichnete ihnen den Weg und sie eilten dem Garten zu. Von draußen hörte man das heisere Husten des Zwerges.  
 Natalie und Eugen gingen zu dem Präsidenten, der schon durch Marie und die erstaunte Dienerschaft von den seltsamen Gästen gehört hatte, die ihm sein Neffe ins Haus brachte. Jetzt sah er diese selbst, wie sie sich im Garten erkundigten. Paolo stand an dem schiffigen Ufer des Teiches und sah den Schwänen zu, die darauf schwammen. In dieser leichten, schwandenden Umgebung, beschattet von den Zweigen der Hängeweide, schien der schöne Knabe einem Elfenkinde ähnlich, das sich auf die Erde verirrt, während sein Begleiter eher dem Gnomereich entsprungen zu sein schien. Doch sah man leicht, daß dieser nur für seinen kleinen Schützling lebte; er folgte jedem seiner Blicke, stets bereit ihn zu beschirmen oder ihm zu dienen. Das letztere nahm denn Paolo oft genug in Anspruch; er ließ sich auf den trunnen Schultern des Zwerges empor heben, um die Goldorangen, die er von seinem Vaterlande her kannte, in der Nähe zu sehen; er jagte den Libellen nach, die um den Teich schwebten, so daß Crescenz ihm nur mit Anstrengung folgen konnte. Als jedoch der Zwerg von seinem Husten überfallen wurde und seine rüchigen Hände mit unbeschreiblich falgendem Ausdruck auf die hohere Brust legte, schmiegte sich der Knabe an ihn an, streichelte seine Wangen und blickte ihm so mittheilsvoll ins Angesicht, wie wohl ein Kind auf seine kranke Mutter sieht.

Mit großem Interesse waren die auf dem Balcon versammelten Fremde dieser kleinen Scene gefolgt. Jetzt wandte sich der Präsident mit fragender Geberde an seinen Neffen.  
 „Sie sollen die ganze Nähergeschichte wissen“, sagte dieser, „wenn Sie den Muth haben, schauerhafte Dinge, wie sie ein Dumas oder Sue erfinden mag, mit anzuhören. Nur weiß ich nicht, ob der Herr Baron von dem Zwecke unserer neulichen Fahrt, bei welcher wir das Vergnügen hatten, ihm zu begegnen, unterrichtet ist?“  
 „Fräulein Marie hat soeben die Güte gehabt, mir davon zu erzählen“, erwiderte Reiner, indem er seinen Schürmbart strich.  
 „Nun gut! Wir hatten damals unsern Weg umsonst gemacht; weder Nataliens Ring noch die Gelegenheit gefunden, den Leuten eine Wohlthat zu erweisen. Das ärgerte mich. Der schöne Junge hatte schon im Walde einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht, und als ich ihn in so kläglicher Umgebung sah, da faßte mich ein Mitleid mit dem kleinen Kerl, das mir keine Ruhe mehr ließ. Es ist ziemlich langweilig, ein Lieutenant zu sein. Meine Kameraden schaffen sich einen Hund oder eine Geliebte an. Warum sollte ich mir nicht ein Kind anschaffen? Wer kann es wissen, ob ich jemals heirathe; aber ein menschliches Wesen möchte ich haben, das mir ganz gehörte, das mir überall hin folgte, wenn's auch über den Ocean wäre, für das ich zu sorgen hätte und das mir diese Sorge mit Liebe erwiderte.“  
 Ich weiß, das Alles klingt schauerhaft sentimental und ist doch vielleicht nur schauerhaft egoistisch. Ich ließ fattern und riß nach Holzweiler. Unterwegs sprach ich hier vor, um mit Natalien Rath zu halten; da ich sie nicht fand, mußte ich auf eigene Faust vorwärts. Im Städtchen standen noch die Jahrmarktsbuden, doch das Jahrmarktstreiben war vorbei. Es sah aus wie ein Ballsaal am nächsten Morgen, so öde war's, und mir kam's vor, als machten alle Menschen verdrießliche Gesichter. Ich ritt ins Wirthshaus, wo wir die Leute gefunden hatten. Der Wirth, der neulich so höflich lagenbuckelte, war heute mit ganz auserlesenen Plüchen um sich. Ich fragte nach den Kombianten und bekam die grobe Antwort, ich möchte sie mir auf dem Polizeiamt suchen. Unverzüglich ging ich dorthin. Der Beamte empfing mich freundlich und bedauerte nur, daß ich Interesse an so schlechten Menschen nähme, „denn der Führer der Bande und das alte Weib sitzen im Loch und werden sobald nicht wieder loskommen“, sagte er, „und die hübsche Tänzerin haben wir hier.“ Damit öffnete er eine Tapetentür und ließ mich mit einer höflichen Verbeugung in das Nebenzimmer treten.  
 Der Raum war groß, und durch ein breites, weit offen stehendes Fenster kühl und lustig gemacht. Dicht unter diesem Fenster stand ein Tisch und auf diesem lag das junge Weib, das wir am Abend vorher hatten tanzen sehen. Man hatte sie vor wenigen Stunden todt aus dem Wasser gezogen.  
 Sie trug noch dasselbe kurze Kleid; den Kranz hatte man ihr vom Kopfe genommen und ihn neben sie gelegt. Ihre schwarzen Flechten waren aufgegangen und das Wasser rieselte noch aus ihnen hernieder; es hatte auch die Schminke von ihren Wangen gewaschen, und doch sah sie nur wenig bleicher aus, als sie mir früher erschienen war. Ich kann's nicht leugnen, daß mich's schauderte.  
 Der Polizeibeamte führte mich zurück; wir setzten uns zusammen auf eine Bank, und er erzählte mir, was während meiner Abwesenheit vorgefallen war.  
 Die Italienerin hatte an jenem Abend ihre Künste noch drei- bis viermal dem Publicum gezeigt, und ihr Mann hatte dafür eine ziemlich bedeutende Summe eingenommen. Als es dunkel wurde, führte er seine Leute wieder in das Wirthshaus zurück, hier soll sich beim Abendessen der Streit zwischen ihm und seiner Frau erneuert haben und zuletzt in Thätigkeiten ausgeartet sein. Knechte, die an den Fenstern vorübergingen, bezeugen, daß der Zank um des Kindes willen entstanden sei und daß die Mutter ihrem Manne den Vorwurf gemacht habe, er vererbe es in Grund und Boden. Am Mitternacht wurde es wieder still, das Licht erlosch und der Frieden schien zurückgekehrt zu sein.  
 Die Thüren des Wirthshauses wurden an jenem Abend nicht geschlossen, denn die Jahrmarktszüge zehnten bis in den hellen Tag hinein. Deshalb bemerkte Niemand, daß der Kombiant und seine Mutter das Haus verließen. Crescenz erzählte mir, die junge Frau hätte das nicht leiden wollen, und so ist der Streit gekommen. Da sie nun aber doch fortgingen, erhob sie sich von ihrem Lager, auf das sie sich ganz angezogen geworfen hatte, weinte sehr, küßte ihren Knaben, und nahm dem Zwerg das Versprechen ab, ihn niemals zu verlassen; dann warf sie einen dunkeln Mantel um, zog die Kapuze über den Kopf und ging hinweg, nachdem sie sich noch einmal über das schlafende Kind gebeugt hatte.  
 Es war gegen vier Uhr Morgens, als man den Kombianten und seine Mutter einbrachte. Sie hatten unter dem Schutze der Nacht die Bretter der Jahrmarktsbuden zerlegt und Waaren und Geld gestohlen. Man hatte sie gefast, als sie ihre Thätigkeit selbst auf die vor den Gasthäusern stehenden Packwagen ausdehnten. Da man vermuthen mußte, auch unter ihren Sachen gestohlenes Gut zu finden, so schickte man mehrere Polizeibeamte in ihre Wohnung. Aber kaum hatte Crescenz diese Männer von Weitem erblickt, als er sich darauf besann, daß er gelehrt worden war, sie zu fürchten. Er nahm das Kind auf seine Schultern, sprang über Zäune, setzte über Gräben und gelangte endlich mit ihm in die Haide, die zu seiner Bestimmung, Herr Baron, gehört. Niemand hielt es der Mühe werth, sie zu verfolgen; desto energischer suchte man aber nach der Tänzerin, bis Knaben, die am See spielten, die rothen Bänder ihres Kleides auf dem Wasser schwimmen sahen, Vorübergehende darauf aufmerksam machten, und so wurde sie herausgezogen.  
 Der Polizeibeamte fragte mich nun, ob ich auch von diesen Leuten bestohlen worden sei; ich erzählte ihm, daß ich die Absicht habe, mich des Knaben anzunehmen. Das schien ihm lächerlich vorzukommen.  
 „Ich halte es nicht für nöthig, den beiden Flüchtlingen nachzujagen“, sagte er. „Der Hunger treibt sie bald an irgend einen bewohnten Ort, und da sich Niemand gerne mit dem Diebstahlfindel befaßt, so bin ich sicher genug, daß man sie mir über kurz oder lang zuschießt.“  
 Ich bat ihn, mir dann Nachricht zugehen zu lassen; er versprach es mit ironischem Lächeln und meinte, es sei schön, wenn sich Leute fänden, die dem Staate eine Last abnehmen wollten; denn da der Kerl auf ein hiesiges Zuchthaus käme, so bliebe dann das Kind auch den hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten zur Last.  
 Darauf entfernte ich mich zum zweiten Male in sehr unzufriedener Laune von Holzweiler.  
 Es fing an ziemlich dunkel zu werden, als ich wieder in die Haide kam. Mein Pferd war auf einem der verdammten Knäuelgebäume gestolpert und wollte nicht mehr recht fort. Ich brummte und stuchte in mich hinein, ohne daß mir dadurch Besser geworden wäre — plötzlich hört ich in der Nähe ein Weinen, wie

von einem Kinde. Ich lenkte mein Thier in den Wald hinein, da hüpfte eine dunkle, unförmliche Masse vor mir auf und rannte davon; ich wußte nicht, was ein Thier oder ein Mensch, hoffte aber, es wären meine Schützlinge. „Paolo!“ rief ich so sanft als es mir möglich ist. Es blieb stehen. „Paolo!“ rief ich noch einmal, „komm her, ich bin Dein Freund, den Du kennst!“ Es näherte sich, und jetzt sah ich, daß es der Bucklige war, der den Jungen, wie gewöhnlich, auf dem Rücken trug; aber das Gesicht des Knaben lag auf seinem Kopfe, so daß es im Finstern schien, als säße ein Hücker auf dem andern. „Zhr habt Hunger,“ sagte ich und reichte ihnen meinen ganzen Vorrath von Lebensmitteln, drei Bonbons nämlich; dadurch gewannen sie Vertrauen und ich berebete sie leicht, mit mir zu übernachten. Ich nahm sie aufs Pferd und suchte den nächsten Gasthof, den ich wieder auf einem Zhrer Dörfer, Herr Baron, fand. Hier ließ ich den beiden halb verhungerten Wesen Nahrung geben, und nachdem Paolo eingeschlafen war, erzählte ich dem Zwerge von der Gefangenschaft des Komödianten und jener alten Pöze und von dem Tode des jungen Weibes. Es war jämmerlich zu sehen, wie die Thränen über sein schrumpftes Gesicht liefen. Der arme Krüppel hatte kaum den Muth ordentlich zu weinen, aus Furcht, daß es mir mißfallen möchte. Auch sah er mich mit fast wilden Augen an, als ich davon sprach, was ich für Paolo zu thun gedächte, und daß ich ihn zu einem ordentlichen Menschen machen wollte. „Das geht nicht,“ sagte er plötzlich, „ich darf ihn nicht verlassen, ich hab's geschworen.“ „So werdet Zhr beide verhungern,“ antwortete ich. Er legte den Kopf in seine Hände und sah so verzweifelt aus, daß es mir durch die Seele ging. „Ich will zu Paolo's Mutter gehen und es ihr sagen,“ seufzte er endlich. Da reichte ich ihm die Hand und versprach ihm, er solle bei dem Jungen bleiben und ich wolle für beide sorgen. Er sah mich forschend an. Mit dem armen Burschen hat wohl noch Niemand freundlich gesprochen.

Um gestern Abend noch hierher zu kommen, dazu war's viel zu spät geworden. Ich hatte selbst heut früh nicht den Muth, die beiden Kleinen zu wecken, als sie Arm in Arm bis um elf Uhr schlummerten. Zhr seht, ich werde eine sehr weicheherzige Kinderfrau abgeben. Aber laßt Euch nun auch meine Schützlinge empfohlen sein, denn ich denke wohl, ich werde häufig Euren Rath gebrauchen.“

Eugen war aufgestanden und hatte bei den letzten Worten dem Onkel und Natalien die Hand gereicht. Beide blickten ihn mit Liebe an.

„Sie sind mir also nicht böse?“ sagte Eugen zu dem Präfidenten. „Sie finden es nicht kindisch von mir, ein Kind anzunehmen?“

„Du bist ein guter Junge!“ erwiderte der Alte. „Da Du aber später meinen Rath in Anspruch nehmen willst, so möchte ich Dir einen geben, noch ehe Du ihn verlangst: Laß die Beiden für ein paar Wochen hier. Natalie wird schon mit ihnen fertig werden, und solche wilde Waldvögel muß man nicht gleich ins Zimmer sperren.“

Eugen blickte Natalien an, die ganz mit ihrem Vater übereinstimmte. Keiner reichte ihm die Hand.

„Zhre Erzählung hat mich wahrhaft bewegt,“ sagte er, „und wenn ich Ihnen nützlich sein kann, so zählen Sie auf mich, als einen Freund.“

Der Diener meldete, daß angerichtet sei. Eugen rief Crescenz und Paolo herein, um sie als neue Hausgenossen vorzustellen. Der Knabe fragte abermals nach seiner Mutter, beruhigte sich jedoch, als er bei Lische neben Natalie sitzen durfte. Der Zwerge nahm dem lachenden Bedienten die Speisen ab und reichte sie mit vielem Gesicht herum. Man sah es, er wünschte sich nützlich machen zu können. Natalie und Eugen belohnten ihn dafür mit freundlichen Worten. Nach der Mahlzeit führte ihn die sanfte Herrin selbst in die Küche hinunter, wo sie ihn der Dienerschaft empfahl. Sie war von ihren Leuten viel zu sehr geliebt, als daß man dies Gefühl nicht auch auf ihn, den Schützling übertragen hätte. Nur fügte sie mit ihrer weichen Stimme, der sich niemals widersprechen ließ, die Worte hinzu: „Ich möchte nicht, daß Crescenz seine Künste mache, er leidet an der Brust und muß sich schonen.“ Das war freilich Schade; aber es war ja schon lustig genug, ihn nur zu sehen.

Paolo schloß sich schnell an seine neuen Freunde an; er hüpfte mit Natalie und dem Lieutenant durch den Garten, fragte bald nach diesem, bald nach jenem und stand vor jeder Blume, jeder Statue voll Staunen still.

„Wußt ich heute Abend tanzen?“ fragte er plötzlich. „Nein,“ antwortete Eugen, „nicht eher, als bis Deine Mutter kommt.“

„Das ist gut,“ sagte das Kind, „dann kann sich auch der Crescenz ausruhen und braucht nicht zu husten. Großmutter schlägt ihn, wenn er hustet. Aber mich darf sie nicht schlagen, sonst sag ich's meiner Mama, und die leidet's nicht, daß man mir was thut.“

„Ich reite in die Stadt, Paolo, was soll ich Dir mitbringen?“ fragte Eugen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

„Für mich ein buntes Bild,“ erwiderte das Kind, ohne sich zu bedenken, „und für Crescenz einen Hut.“

„Er ist gewiß gut,“ sagte Natalie leise, „da er stets an seinen Freund denkt. Du wirst in ihm den Lohn für Deine That empfangen, Eugen, denn du könntest ein edles Werk reiner empor blühen, als in einem Kinderherzen.“

„Liebste Natalie,“ lachte der Lieutenant, „ich bitte Dich, erziehe ihn besser als Du mich erziehst. Dein Lob wird mich noch eiter machen, als ich meinem Stande gemäß schon bin. Zum Glücke gehe ich, mich ihm zu entziehen.“

„Du willst fort?“

„Ei freilich muß ich; denn in der Eile, mit der ich gestern satteln ließ, fiel es mir gar nicht ein, mir Urlaub zu erbitten. Nun denke Dir die Verwunderung meiner Cabetten, als sie die Geometrie heut ohne mich lernen mußten. Ich sehe, Natalie, was ich Dir mit diesen beiden Gästen für eine Last auferlegt habe, und dennoch freute mich das Anerbieten Deines Vaters, sie hier zu lassen, da ich weiß, was für ein Empfang meiner harrt.“

„Um Gotteswillen, Eugen, giebt's denn da kein Mittel?“ „Tausende, und sie sind eben so erfindungsreich als moralisch; gieb mir beschwören nur im Voraus Absolution für das was ich mir unterwegs ausdenken werde. Morddelement! ich bin als Junge doch auf lauter solche Streiche emericiert worden; sie bildeten für uns das Salz des Lebens; jetzt denk ich: Jung gewohnt, alt gethan — aber das soll Paolo nicht wissen.“

Natalie schüttelte den Kopf und Eugen lachte. Sie konnte es nicht begreifen, warum er nicht wenigstens sogleich aufbrach; er versicherte aber, das würde seine Sache nur verschlimmern, und schertzte in wiedergewonnener guter Laune mit dem Dheim und dem jungen Baron bis zum Abend hin, wo er dann mit diesem, der ihn noch ein Stück des Weges begleiten wollte, davonritt.

Natalie hatte für ihre beiden Gäste das Zimmer einrichten lassen, welches der alte Unterofficier früher bewohnte. In zwei kleinen, nebeneinander stehenden Betten schloffen sie ein; das eine hatte ihr selbst gedient und das andere, in welchem jetzt der Zwerge seine verküppelten Glieder behaglich dehnte, war für Eugen gefertigt worden. Natalie brachte den Paolo selbst zur Ruhe; er küßte sie und fragte dann, wo seine Mutter sei.

„Sie ist in den Himmel gegangen,“ erwiderte Natalie, „und wird den lieben Gott bitten, daß er einen Engel sendet, der über ihr Kindlein wacht.“

„Du bist ein Engel,“ sagte der Knabe, „denn Du hast so schöne sanfte Augen.“

Natalie legte seine kleinen Hände ineinander und sprach leise Worte des Gebetes, die das Kind im Einschlummern nachsallte. Als sie sich umwandte, sah sie Crescenz, der sich im Bette aufgerichtet hatte und mit gefalteten Händen und feuchten Augen in ihre Andacht mit einstimmt. Sobald er gewahrt wurde, daß Natalie ihn bemerkte, legte er sich schnell nieder. Seine eingeschüchterte Seele hatte nicht einmal den Muth, sich im Gebet mit anderen Seelen zu vereinen.

**Freundschaftsbruch.**

Das Erste, was Natalie am andern Morgen für ihre Schützlinge that, war, daß sie ihnen anständige Kleider statt ihrer bunten Jacken anfertigen ließ. Paolo war nicht ganz zufrieden, als man ihm die dunkeln Stoffe zeigte, in denen er künftig einhergehen sollte; er liebte, wie alle Kinder, den Glanz und Klammer und liebte ihn doppelt, weil er stets damit umgeben worden war, ohne daß er den schwarzen Schatten hätte ahnen können, den derselbe auf sein und seiner Angehörigen Leben warf. Für Crescenz dagegen war das schwarze Kleid eine wirkliche Wohlthat. Der buntgestreifte Karrenanzug, den er bisher trug, trennte ihn weit mehr von der menschlichen Gesellschaft, als es sein Stand oder seine Gestalt gethan hätten. Er wußte, daß ihn sein Gesicht dazu bestimmte, zum Gespött und Gelächter zu dienen; sein durch Leiden aller Art verunkeltes Gemüth empfand es, daß von allen denen, die sich mit ihm belustigten, nicht Einer danach fragte, ob denn auch ihm eine Lebensfreude blühe; er war gewohnt, die Heiterkeit hervorzurufen, wo er sich nur zeigte, und konnte es nicht begreifen, warum er selbst nicht mehr heiter war.

Es träumet uns wohl zu allen, daß ein körperliches Leiden, oder auch ein tiefer Seelenschmerz uns überfiel; wir weinen und unsere Thränen rinnen weit schmerzlicher, als es im Wachen je der Fall gewesen, weil unser Inneres, nur von einem einzigen Gefühl umfungen, es nicht vermag, dasselbe zu bekämpfen, zu bestegen. So erging es Crescenz. Er war in Glend und Unwissenheit zurückgehalten worden; wenn die Natur den Keim des Bösen ihm ins Herz gelegt hätte, so wäre ihm vielleicht daraus ein Lebensgenuß entstanden, gleichviel zu welchem Ziel er führe. Aber sein weiches Gemüth war dazu nicht fähig; von früh an unterdrückt, hatte er nicht die Kraft des Handelns, ja nicht einmal die Kraft der inneren Empörung behalten. Er litt, wie man im Traume leidet, tief, verzehrend, widerstandslos. Freilich war ihm in Paolo ein unennbarer Trost erwachsen und er liebte ihn, wie der Gefangene die Blume liebt, die sich in seinen Kerkermauern nährt. Nun war er nicht mehr einsam, hatte er doch ein Wesen, dem er seine volle Neigung schenken konnte, das ihn nie betäubte, das ohne Eigenucht und ohne Spott sich um ihn schlang, für das er keine Quelle des Erwerbes noch der Befähigung war und das in ihm nur einen Schützer, einen Freund, mit inem Worte einen Menschen sah. — Und nicht nur das allein. Ein einziges Wort der Anerkennung, das Paolo's Mutter sprach, war mehr für ihn, als Perlen, die in eines Königs Krone glänzen, und wurde ihm solch Glück selten genug zu Theil, so zehrte er doch noch in trüben Stunden daran, so wie man beim Erwachen an einen schönen Traum zurück denkt.

Glaukt nicht, daß sich des Armen Seele jetzt in Freude badete, da er sich seiner frühern Trübsal entückt, im Kreise guter Menschen sah! So wen' g eine Blume sich entfalten kann, wenn ihr ein Wurm den Keim zernagt, so wenig vermochte es Crescenz, sein Inneres dem Genusse zu erschließen. Ihm war das Leiden zur Gewohnheit geworden, seine Liebe zu Paolo war seine Welt. Als er sich plötzlich ihr entriß, sah er, als er bemerkte, daß des Kindes lebhaftes Gemüth mit Schnelligkeit nach anderen Interessen griff, da überkam ihn wieder ein Gefühl von Einsamkeit, das sich selbst durch die Güte seiner neuen Freunde nicht verschuchen ließ. Was sollte er hier? Sonst vermochten seine Künste wohl das Publikum herbeizulocken und den leeren Beutel seines Herrn zu füllen; sonst konnte er mit Paolo spielen und seiner Mutter kleine Dienste erweisen — wenn war er hier nützlich? Paolo lief in kindischer Lust durch Garten und Zimmer und bedachte seiner nicht. In Ställen und Küche gab's Dienerschaft genug, die den Crescenz betrachteten, als wenn er ein fremdes Wesen wäre, und die ihm, wenn er sich zum Helfen erbot, wohl gar den Rath erteilte, sich zu schonen. Sich schonen! das Wort hatte er nie gehört und er verstand es nicht. Er tanzte, weil er wußte, daß die Peitsche seiner wartete, wenn er den Muth besaß, sich zu weigern. Die Peitsche traf ihn aber auch, wenn ihn sein Husten bei dem Tanzen überfiel; ihm schien das in der Ordnung, und tiefer fast, als Spott und Schläge, trankte es ihn, daß man ihn deshalb fortwies. Er wußte, hätte er seine Künste machen dürfen, die ihm fast ganz zur zweiten Natur geworden waren, so hätte er wenigstens einem Theile seiner neuen Hausgenossen zum Gefallen gelebt; aber Natalie wollte es nicht, und ihn kostete es die furchtbare Ueberwindung, ihr zu gehorchen. Ihm war wie einem Blinden, den man plötzlich sehend macht. Im Dunkel fand er sich zurecht und kannte jeden Weg, jetzt aber, da das neue Licht ihm leuchtet, tastet er umher und fühlt sich unsicher und hilflos. Armes, elendes Geschöpf! Du hastest nicht an der Hand der Liebe gehen gelernt, du kennst sie nicht, wenn sie sich freundlich dir entgegenstreckt, und all dein Leben ist nur eine tiefe, schauerliche Grabeseinsamkeit!

Natalie rief den Buckligen zu sich und fragte ihn nach seiner Vergangenheit. Sie hatte bemerkt, daß sich eine trübe Zurückhaltung seiner bemächtigte, und hoffte ihm Vertrauen zu ihr zu geben, indem sie ihm Interesse an seinem Schicksal zeigte. Jetzt wollte sie wissen, wie alt er sei, und er erwiderte, er wisse es nicht.

„Bist Du denn nicht der Sohn der Wahrsagerin, und hat sie Dir niemals Dein Alter genannt?“

„Ich glaube nicht, daß ich ihr Sohn bin, weil sie mich weit schlechter behandelte, als die Anderen, und weil Carlo mich nicht seinen Bruder nannte. Ich habe auch noch eine Erinnerung an meine Kindheit.“

„Welche?“

„Als ob ich bei anderen Leuten gewesen wäre, die freundlich gegen mich waren — aber es ist mir so dunkel.“

„Und wie lange warst Du bei der Alten?“

„Ich weiß es nicht; doch denke ich, es muß lange gewesen sein, denn sie sagte neulich noch: Vor vierzehn Jahren, als gerade Crescenz zu uns gekommen war.“

„Wie alt ist Paolo?“

„Er wird am Weihnachtstage fünf Jahr. Wir waren in Faenza, als er geboren wurde. Damals lebten wir aber im Reichthum.“

„Wie kamt Zhr zu dem Glück?“

„Durch Flora, Paolo's Mutter. Sie war Tänzerin am Theater della Scala gewesen; ihr Geliebter hatte sie verlassen müssen, weil seine Familie ihn zwang, in die Kirche einzutreten; sie wollte verzweifeln. Da kaufte sich Carlo neue Kleider und machte sie sich mit ihr bekannt, und sie heirathete ihn, obgleich es später sehr bereut hat. Carlo bekam einen großen Sack voll Geld von der Mutter des Marchese, und wir reisten gleich nach Faenza, wo Paolo geboren wurde. Flora weinte immer sehr, wenn ihr Mann sie Signora Marchesa nannte.“

„Liebt er den kleinen Paolo?“

„O mein, und wenn er betrunken war, so wüthete er immer gegen die arme Marchesa und ihr Kind.“

„Ich sah Dich gestern die Hände falten, als ich mit Paolo betete; wach eine Religion hast Du, Crescenz?“

„Das weiß ich nicht.“

„Bist Du niemals in die Kirche gegangen?“

„Flora wollte mich nicht mitnehmen, wenn sie in die Messe ging, weil ich nur die bunten Kleider hatte, und sie sagte, das schickte sich nicht. Wenn ich vor der Kirchthür saß, so hörte ich wohl die Orgel und den Gesang, und dann weinte ich, bis Flora wieder herauskam.“

„So kannst Du auch wohl weder lesen noch schreiben?“

„Nein, Signora.“

„Ich will es Dich lehren lassen, wenn Du aufmerksam sein willst, denn ich denke, daß es Dir lieb sein wird, eine Beschäftigung zu haben und später dem Paolo beibringen zu können, was Du selbst begriffen hast. Für jetzt aber habe ich hier eine Arbeit für Dich. Sieh, diese Blumen bedürfen Deiner Pflege; Du mußt die welken Blätter abnehmen und die noch frischen von Insekten befreien. Der Gärtner hat keine Zeit dazu, deshalb vertraue ich es Dir an, bist Du damit fertig, so will ich Dir zeigen, wie Du ein Gitter zu machen hast, durch das die Hühner verhindert werden, auf meine Beete zu gehen, und am Abend führe ich Dich selbst zu dem guten Manne, der Dich im Christenthume unterrichten soll und in Allem, was Paolo von Dir gewiß leichter und lieber lernt, als von jedem Andern.“

Was hatte wohl Natalien die Nacht verliesen, in der Seele dieses Unglücklichen zu lesen, zu erkennen, was sein Wunsch, das hoffnungslose Ziel aller seiner Träume war? Er hätte ihr die Zähne küssen — nein, er hätte seinen tollsten Sprung wagen mögen, um ihr zu danken, und es beengte ihm die Brust, daß er nicht Worte zu finden vermochte, seine Freude auszusprechen, um daß selbst seine leuchtenden Augen nur dazu dienten, eine komische Grimasse zu erhehlen. Natalie reichte ihm lächelnd die Hand, die er mit einer Verbeugung küßte, und bat ihn noch zum Abschied, auf Paolo Acht zu haben, damit er sich dem Bache nicht allzusehr nähere.

Bei Tisch durfte Crescenz aufwarten, und Marie lachte herzlich über die wunderbaren Gesichter, die er dabei schnitt. Paolo fing an der Lieblich des Präfidenten zu werden, dem das halb italienische, halb deutsche Geschwätz des Kindes unheimlich gefiel, und der schöne Knabe bewegte sich so ungezwungen, als habe er immer unter dieser Umgebung gelebt; er lief durch alle Zimmer, hatte für Jeden eine Frage auf den Lippen, sammelte im Garten allerlei bunte Steinchen, jagte sich mit dem großen Hund umher und kehrte endlich immer wieder zu seinem Freund Crescenz zurück.

Am Nachmittage kam Eugens Bursche mit einem Briefe seines Herrn an Natalie. Der Lieutenant erkundigte sich nach dem Befinden des Oheims und seiner beiden Schützlinge.

„Das hab ich dumm gemacht, daß ich sie Dir ließ,“ schrieb er, „denn mich sollten sie lieb haben und ich wette, daß sie sich heute schon nicht von Dir trennen möchten.“

Dann beruhigte er seine Nase über sein gegenwärtiges Schicksal. „Ich habe mich gut genug durchgeschwindelt und bin mit etwas Stubenarrest davongekommen. Es wäre mir schon recht, wenn ich nur meinen Commandeur belogen hätte, denn das bringt die Strenge des Dienstes mal so mit sich — aber vor meinen Jungen thut mir's leid, daß ich mich nicht nur als Lieutenant, sondern als Lehrer verjündigt habe.“

Dem Brief war ein Packet beigelegt, das an Paolo und Crescenz adressirt war; es enthielt das versprochene Bilderbuch und den Hut für den Buckligen.

„Ich werde dem Eugen die Kinder nicht wiedergeben, wenn er fortfährt, sie so zu verzeihen,“ sagte Natalie.

Paolo war überglücklich; er lief mit seinem neuen Schape von Einem zum Andern. Bis zum Stalljungen herab mußte binnen einer Viertelfunde ein Jeder im Hause, was er für ein herrliches Geschenk erhalten und wie schön die gelben Pferde und die rohen Kühe waren. Crescenz mußte sein neues, schwarzes Kleid anlegen, an dem viele Hände gearbeitet hatten, um es fertig zu machen, und der Diener, der ihm bei seiner Toilette half, meinte, er sähe jetzt ordentlich ehrentwürdig aus. Diefelbe Empfindung hatte auch Natalie, als sie des Zwerges bleiches, runzelvolles Gesicht unter dem Schatten des neuen Hutes sah, denn Kränklichkeit und tiefes Leiden hatten diese Furchen gegeben, in denen die Bosse sich ihr Nest gebaut hatte, wie ein Insectenschwarm sich in den Spalten eines ersterbenden Baumes niederläßt. Begleitet von Marien und den beiden Fremden ging das Fräulein in das Dorf hinab, um mit dem Prediger über den Religionsunterricht zu beraten, den sie durch ihn dem Crescenz geben lassen wollte.

Die kleine Lisbeth pflichtete eben im Garten die letzten Bohnen ab, als sich der Geistliche ihr näherte. Seitdem er sie so lebhaft und so liebenswürdig gesehen hatte, hielt ihn fast eine heimliche Furcht von ihr entfernt, denn seine Gedanken, die erfüllt von allem Heiligen und Wahren, sich sonst Natalien zuwenden, gleich wie die Blume sich zum Lichte wendet, das ihr Gemüth und Leben zu gleicher Zeit bescheert, diese reinen Gedanken suchten jetzt nicht mehr in weiter Ferne ihr niemals zu erreichendes Ziel, sondern sie haften traulich in der Nähe, wie die Schwärven, die ihr Nest an Lisbeths Fenster bauten. Heute hatte sie ihm das Buch, welches er ihr geliehen, ins Zimmer zurückgelegt und nun ließ sich dem Wunsche, mit ihr zu sprechen nicht mehr widerstehen, er trat zu ihr hinaus, ob er auch heimlich seinem Sterne gelobte, daß er das Auge nicht von ihm hinweg auf diese niedere Erde lenken wolle.

„Sie haben mir Jean Pauls Levana schon so bald zurückgegeben,“ sagte er, „und ich bewundere die Schnelligkeit, mit der Sie ein solches Buch beenden.“

„Ich hab es nicht beendet,“ antwortete die kleine Lisbeth.

„So hat es Ihnen nicht gefallen?“  
 „Doch! mir gefielen wenigstens die Gedanken, die mir unwillkürlich kamen, während ich nicht mehr verstand, was ich las.“  
 „Ich glaube, daß Ihnen, da sie Lehrerin sind, ein Werk über Erziehung interessant sein mußte; es thut mir leid, daß ich mich geirrt und Sie einiger Stunden beraubt habe, die Sie vielleicht nützlicher verwenden konnten.“  
 Lisbeth erröthete: „O gewiß, ich bin Ihnen dankbar für das Buch, denn jedenfalls habe ich eine Lehre für mich daraus gezogen.“

„Darf ich wissen, welche?“  
 „Ich habe auf's Neue erkannt, daß ein einfaches Mädchen, wie ich, einfache Dinge nur dann versteht, wenn man sie einfach behandelt.“  
 „Und nennen Sie die Erziehung des Menschengeschlechtes ein einfaches Ding?“

„Ja wohl, so wie ich meine Pflanzen ganz einfach heranzuwachsen lasse, ohne ihnen mehr als passende Nahrung und des Himmels belebendes Licht zuwenden zu wollen, und käme hier jemand und schriebe darüber ein Buch, in dem sich Phantasie und Wirklichkeit, Gelehrsamkeit, Wiß und Poesie auf's Seltsamste vereinen, so mag das wohl schön und interessant sein, aber mir bringt's keinen Nutzen, weil es über meine Erkenntniß hinausgeht.“

„So wäre es am Besten gar nicht über Erziehung zu schreiben, denn Licht und passende Nahrung sind relative Begriffe, die sich, wenn man sie in die Theorie bringen will, ausdehnen und beschränken, wie das Quecksilber in einer Thermometerrohre.“

„Aber die Bildung des Menschengeschlechtes ist auch ein solcher Begriff, denn ich weiß aus der Geschichtsstunde, daß er zu allen Zeiten und an allen Orten ein anderer ist; und dennoch giebt es Bücher, die in der klarsten Weise das aussprechen, was mir so vorkommt, als müsse es für alle Zeiten wahr sein.“

„Ich bin begierig zu erfahren, von welchem Buche Sie sprechen.“

„Entsinnen Sie sich noch, daß Sie im vergangenen Winter mehrere Tage lang krank waren, während Ihr Freund, der Schweizer Prediger, bei Ihnen wohnte? Damals las er Ihnen ein Werk vor, welches mich auf diese Weise berührte. Ich habe heimlich den Titel angesehen; es waren Neben an die deutsche Nation von Fichte.“

„Wie, Lisbeth! sie schenken dem, was wir trieben, Aufmerksamkeit? Sie hörten auf unsere Gespräche?“

„War's nicht natürlich, da ich in demselben Zimmer spannt, weil das Fieber für einen Kranken zu kalt war und Sie deshalb lieber bei uns saßen. Ich habe damals viel gehört, woran ich jetzt noch denke.“

„Und wovon sie niemals sprechen, Sie seltsames Kind!“

„Mit wem sollte ich denn darüber sprechen? Mit einem Kinde spricht man nicht ernsthaft.“

„Warum wandten Sie sich nicht an mich, Sie wissen nicht, wie es mich freuen soll, Sie zu belehren und ihre Gedanken zu vernehmen.“

„Ach, Sie haben zu viel mit Ihren theologischen Studien zu thun und wenn mir auch das Wort schon auf den Lippen lag, so sprach ich es nicht aus, weil ich an die vielen Bücher in Ihrem Zimmer dachte, mit denen Sie auch ohne meine Fragen genug zu schaffen haben.“

Der Prediger erröthete stark bei dieser Erwähnung seiner Studien, die ihm so viel zu schaffen machten; in demselben Augenblicke trat Natalie mit ihren Hausgenossen in den Garten; er hatte nur noch Zeit der kleinen Lisbeth zu sagen, daß er künftig der Fragende sein würde.

Der Geistliche und Lisbeth hatten schon von den seltsamen Schloßbewohnern gehört, denn in einem kleinen Kreise kann ein Ereigniß nicht vier und zwanzig Stunden lang verborgen bleiben, diesmal waren es die Kinder gewesen, die zuerst Nachricht darüber hatten und sie sogleich der kleinen Lehrerin brachten, die sie für ihre Ungezogenheit so ernstlich vermahnte, daß Crescenz heute zu seiner größten Verwunderung auf seinem Wege dorthin zwar angefiarrt, aber nicht ausgesetzt wurde. Der arme Burke schob das auf seine dunkle Kleidung und schnitt aus Genußthun darüber nur um desto tollere Gesichter, so daß die Bauernfinder sich in den Hecken verbargen, um sich ungesehen auslachen zu können.

Natalien lag daran diesem verkümmerten Wesen, dem auf Erden keine Freude blühte, den Trost der Religion erschließen zu können, und doch empfand sie es, daß dieser Trost eher aus der Unmittelbarkeit entspringen möchte, mit der die katholische Kirche an die Sinne tritt, als aus dem Brotsantismus, der sich zuerst der Erkenntniß bemächtigt. Sie stellte dies dem Prediger vor, der ihr insofern Recht gab, als man ja nicht wissen konnte, ob des Zwergen dumpfes Gemüth im Stand sei, die göttliche Lehre in ihrer Einfachheit zu fassen. Ihm schien es deshalb besser, ihn gleich in die Schule zu schicken, „denn“, sagte er, „wir empfinden uns nicht wahrhaft in Gott, ebe wir uns nicht in der Menschheit empfinden.“ Natalie fürchtete den Spott, der den Krüppel überall hin verfolgte, doch meinte der Geistliche, daß ihn der dreifache Respekt gegen Gutsberrschait, gegen den Prediger und gegen Lisbeth wohl schützen würde, und so willigte Natalie dahin ein, die Probe zu wagen und Crescenz, weil er unwissender war, als sämmtliche Dorfkinde, noch privatim von Lisbeth unterrichten zu lassen. Crescenz zeigte eine große Dankbarkeit, als man ihm das mittheilte; ihn freute namentlich der Gedanke, den Natalie in ihm erregt hatte, daß Paolo später von ihm lernen könnte, was man jetzt ihn lehren wollte, und er versprach fleißig zu sein.

Marie hatte unterdessen ihre Freundin mit sich fortgezogen, um ungehindert mit ihr plaudern zu können.

„Du scheinst Dich jetzt sehr gut mit Deinem Prediger zu stehen“, sagte sie.

„Im Gegentheil“, erwiderte Lisbeth, „wir haben seit vorgestern nicht miteinander gesprochen, und heute hat er es mir fast übel genommen, daß ich nicht taub und blind bin.“

„Aber es scheint, daß Du Dich nicht darüber grämst?“

Lisbeth lachte schelmisch: „Nein, wahrhaftig nicht!“  
 „Das ist recht, ein Mädchen wie Du, bekommt wohl einen zärtlicheren Freund. Komm zu mir, so geb ich Dir die Wahl zwischen dem Baron Reiner, der wirklich recht liebenswürdig ist, und meinem unliebenswürdigen Bruder, mit seinen extravaganten Streichen.“

„Willst Du nicht Herrn von Aking mit ausbieten, damit das Kleeblatt vollzählig sei?“

„Nein, aber eine Bitte bring ich Dir von ihm und mir. Ich habe schon zwei Briefe von ihm erhalten, seit er fort ist, und was für Briefe, Lisbeth! Da fürcht ich, daß der dritte nicht ankommen wird, ohne daß Natalie es bemerkt. Nun dachten wir, daß diese Briefe unter Deinem Namen anlangen könnten, und daß Du sie mir dann heimlich gäbest.“

Lisbeth schüttelte den Kopf: „Das geht nicht an!“

„Wie, Mädchen? Es geht nicht an, daß Du mir gefällig bist?“

„O ja, doch nicht, daß ich Natalie betrüge. Schon schmerzt es mich, daß ich nur Deine Liebe weiß, die doch vielleicht nicht ihre Zustimmung hat, aber sie hinter ihrem Rücken auf diese Weise begünstigen und Heimlichkeiten treiben vor ihr, die ich so sehr verehere — o nein, Marie, das verlange nicht von mir!“

„Sie dürfen, vorzüglich wenn es Ihnen Erleichterung verschafft. Oder hat mein Beichtkind kein volles Vertrauen zu seinem Seelenhirten und Freunde?“

Er hatte ihre Hand ergriffen, die er zwischen seinen beiden hielt. Lisbeth blickte ihm fest und zuversichtlich in die Augen, als könne sie ihr Leben daraus trinken. „Sie sollen Alles wissen“, sagte sie, „wenigstens so weit es mich betrifft. Sehen Sie! ich habe niemals eine Freundin gehabt, weil ich hier so einsam lebe und weil die jungen Damen, die ich in der Stadt beim Unterricht kennen gelernt habe, viel zu vornehm für mich waren. Da kam Marie und war so schön, so freundlich — o, ich liebe sie so sehr! Aber heute verlangte sie von mir einen Dienst, der an sich gewiß vollkommen unschuldig war, von dem aber Natalie, die doch meine Wohlthäterin ist, nichts wissen darf —“ Thränen erstickten ihre Stimme.

„Und Sie, was erwiederten Sie?“ fragte der Prediger.

„Ich sagte ihr, daß ich Natalie nicht belügen wolle.“

„D, das war brav von Ihnen!“

„Wirklich! Aber Marie ging zürnend fort und ach, ich fühle es, daß ich keine Freundin mehr habe!“

„Das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, wird Sie darüber trösten und Fräulein Natalie, die Sie gleich einer Mutter liebt, wird Ihnen treuer zur Seite bleiben, als die Verlorene.“

„Aber Natalie darf es niemals wissen. O, versprechen Sie mir, daß Sie es ihr nicht sagen!“

„Ich gebe Ihnen meine Hand darauf, denn Ihr Vertrauen ist mir lieb und ich werde es nicht täuschen.“

Wäre Lisbeths Hand so klein und zart gewesen, wie die des Schloßfräuleins, so hätte der Geistliche sie jetzt wohl nicht so schnell aus der seinen entlassen; er hätte sie vielleicht mit derselben Verehrung an seine Lippen gedrückt, mit welcher seine Blicke auf der Natalie's zu ruhen pflegten. Doch diese rauhe und feste Berührung gemahnte ihn zu deutlich, daß er sich Lisbeth gegenüber auf der Erde befand, insofern die leiseste Berührung mit der Angebeteten ihn zu den Sternen hoch erhob — und niemals war das arme Kind entfernter davon seine Liebe zu erreichen, als da sie ihm ihr vollkommenes Vertrauen schenkte.

Es ist eine seltsame und dennoch oft wiederholte Erscheinung, daß Männer, welche ihr ganzes Leben in den mittleren und niederen Kreisen der Gesellschaft zubringen, über die ihre Bildung oder ihr Streben sie erhebt, sich mit einer gewissen Nichtbeachtung von den Frauen dieser Kreise hinwegwenden, um, wie ein armer Schmetterling, den die Natur für Nacht und Einsamkeit erschuf, die Schwingen ihrer Sehnsucht an einer höher strahlenden Sonne zu verbrennen. Den Grund hierfür mag man wohl darin finden, daß selbst nach den achtzehnhundert Jahren, in welchen das Christenthum, allen nicäischen Kirchenconcilien zum Trost, die Emancipation des Weibes predigte, doch die Stellung desselben in socialer Beziehung eine so unsichere ist, daß man gewohnt wird, es bald in dem Schmutze tiefster Verworfenheit, bald in dem Glorienschein der höchsten Poesie zu sehen, daß man es einmal von den allgemeinen Interessen der Männer ausschließt, um ihm das andere Mal den Funken der Begeisterung, ja die ganze Fülle der Intuition zuzuerkennen, daß man es bald nicht eng genug in die Schranken des häuslichen Lebens einbannt und bald es nicht erhaben genug hinstellen kann, daß man, mit einem Worte, eigentlich nicht weiß, was man von ihm will, und doch Unmennesbares von ihm verlangt.

So erging es unserm Prediger, und ohne nur zu fragen, ob Natalie jemals seinem Leben genügen, oder in seinem Leben Genüge finden könnte, genügte es ihm, zu ihr empor zu blicken, wie der einsame Wanderer zu den Wolken blickt, die seinem Pfade erfrischenden Thau oder vernichtende Blitze zu senden vermögen. Er fühlte sich in der Wechselwirkung ihres Strebens so nahe mit ihr verbunden, so eng an sie gefesselt, daß er es nicht geglaubt hätte, wenn sie selbst ihm gesagt, daß noch ein anderes Interesse in ihrem Busen lebte; er erblickte sie nur von dieser einen Seite, und sie erfüllte ihn so ganz, daß er vergaß nach allem Andern zu fragen; er kannte die Frauen im Allgemeinen so wenig, daß er in dieser nicht die ganze Individualität erfaßte, sondern nur den einen Strahl, der ihn verwandt berührte, der seine Thätigkeit belebte und der ihn so unlenkete, daß seine Augen sich den Reizen der ibrigen Welt verschlossen. Deshalb verstand er auch die Größe des Opfers nicht, welches die kleine Lisbeth soeben gebracht hatte; schien doch Natalie eines jeden Opfers würdig! — und was war Lisbeth neben ihr? — Es kommen uns wohl trauliche Gedanken, wenn wir ein Licht durch eine stille Nacht hindurch leuchten sehen, doch nur ein Stern zieht unsere Seele mit hinauf und hebt sie in den Himmelsraum empor.

Der arme Prediger hatte sich bittere Vorwürfe zu machen, weil er sein Antlitz einen Augenblick vom Glanze des Gestirns fort und auf diese niedere Welt gerichtet hatte.

Ganz anders dachte Lisbeth. Sie überfah vollkommen den Verlust, den sie am heutigen Abend erduldet hatte, und während tiefer Schmerz um die gebrochene Freundschaft ihren Busen füllte, stieg vor ihrer Seele ein Bild nach dem andern empor — sie sah, was sie besessen hatte und was ihr mit Marie zugleich entschwand.

Das Entsetzt war ein Ereigniß in ihrem stillen Leben gewesen. Zum ersten Male war sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden, sie hatte an Mariens Beispiel und in der Unterhaltung mit Richard bedeutend an Sicherheit gewonnen, und mit echt weiblichem Gefühle merkte sie, welche einen Vortheil ihr das dem Geliebten gegenüber gab, und daß sie in seinen Augen wenigstens aufgeführt hatte, ein unbedeutendes Kind zu sein. Nun war es vorbei! Aus Mariens Herzen verbannt, verstoßen



Die Mode.

„Es ist gut, Lisbeth, ich werde Dein Gewissen nicht belasten, aber gebe Gott, daß es auch dann noch ohne Reue bleibt, wenn mein Lebensglück daran scheitert!“

„Marie, Du thust mir Unrecht! Ich ginge für Dich ins Wasser, aber ich kann Natalie nicht belügen.“

Marie wandte sich schweigend hinweg; die kleine Lisbeth warf ihre beiden Arme um den Hals der heißgeliebten Freundin; doch diese entzog sich ihr und eilte zu Natalie, die sich zum Heimweg anschickte.

Lisbeth blickte ihr wie erstarrt nach; ein furchtbarer Schmerz erfüllte ihre Brust, auf die sie beide Hände presste; dann folgte sie langsam.

Die Bekümmert, in welcher sie sich befand, drückte sich so deutlich in ihren Zügen aus, daß der Geistliche, nachdem die Damen Abschied genommen, ihr in die Geißblattlaube folgte, in die sie sich geflüchtet hatte, um die erste herbe Täuschung, die ihrem jungen Herzen widerfahren war, auszuweinen zu können. Sie sah ihn nicht sogleich, und einen Augenblick stand er wie verwundert vor ihr, seine Blicke ruhten auf dem kindlichen Haupte, das sich in beiden Händen halb verbarg, auf den reinen Linien des Nackens und der bräunlichen Arme. Mit sanfter Stimme redete er zu ihr, indem er sich neben ihr niederließ.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß künftig das Fragen an mir sein wird, so dürfen Sie es nicht für zudringlich halten, wenn meine erste Frage Ihren Thränen gilt.“

„O, wenn ich es Ihnen sagen dürfte!“ rief das Mädchen, wie unter dem Drucke einer schweren Last.

von der Einzigen, gegen die sie von ihrer Liebe ungehindert sprechen mochte, fühlte sie sich auch aus jenen Kreisen verwiesen, in denen sie sich wie gewachsen vorgefunden war, und wieder zu der Einsamkeit verbannt, die nur der Schmerz einer hoffnungslosen Liebe ganz erfüllt.

Das waren wohl bittere Thränen, die in dieser Nacht das Rissen der kleinen Lisbeth netzten! —

(Fortsetzung folgt.)

### Erklärung des Modenbildes.

Robe à deux jupes von violetter Seidenstoff. Der obere Rock bildet am untern Rand acht große Bogen, der untere Rock hat drei Volants. Das sehr reiche, dem Stoff selbst eingewebte Dessin tritt als schwarzer Sammet hervor, abwechselnd mit einzelnen Bouquets in natürlichen Farben.

### Weise Herrschaft.

Nicht jede Stunde gleicht der andern, Denn trägt' und flüchtig ist die Zeit, Der Unmuth muß an Rücken wandern, Auf Schwingen eilt die Fröhlichkeit.

Der Weisen Stein zum größten Theile Ist, daß die Zeit man zwingen kann, Zum Unmuth sprechen: eil' Dich, Mann! Und zu der Freude: Götting, weise! H. Neumann.

### Das Gesicht.

Eine amerikanische Geschichte, erzählt von M. F.

Karl Clavers und ich waren Schulgefährten. Er galt immer als ein edelherziger, großmüthiger Bursche, fast zu wenig selbstständig, stets bereit sich und seine Vergnügungen dem Wohle Anderer zu opfern. Sein Wesen war derart, die Neigung Aller zu gewinnen, nicht aber zu beherrschen. Er hatte bedeutende Fähigkeiten, welche aber niemals durch einen wohlgeleiteten, beharrlichen Ehrgeiz ausgebildet wurden. Sein Fehler, wenn man das einen Fehler nennen kann, was den Menschen nur liebenswerth in den Augen seiner Mitgeschöpfe macht, war eine zu große Unterschätzung seiner eigenen geistigen Kräfte, und daher kam es auch, daß er niemals die Stellung im Leben einnahm, zu der ihn Anlagen und Erziehung befähigten. Der Charakter meines Freundes gehörte zu denen, die wir im Leben selten antreffen, und es erforderte mehr als den gewöhnlichen Blick, mit dem wir die Menschen oberflächlich betrachten, um zu entdecken, daß er einen hervorragenden Geist besaß. Seine äußere Gestalt war angenehm, sein Benehmen liebenswürdig, er sah aus wie das, was er in der That war — ein vollkommener Gentleman, d. h. ich meine nicht jenen Typus von Gentleman, der mit der Mode das Äußere wechselt, noch weniger will ich etwa andeuten, daß Karl Clavers zu jenen gehörte, die da glauben, um ein passendes Aussehen und Benehmen zu haben, müsse man in einer bestimmten Classe geboren sein. Nein, Clavers war der wahre Gentleman, feinfühler, um nicht die Gefühle Anderer zu verletzen, höflich gegen Alle, die in der Gesellschaft unter ihm standen; er hielt es für ehrsüchtig, seine Schulden nicht zu bezahlen, eine Frau zu beleidigen, einen Freund zu verleumden.

Ich schildere ihn so, wie er mir bei seiner Rückkehr von Europa, vierundzwanzig Jahre alt, erschien. Wir hatten uns drei Jahre lang nicht gesehen. Während dieser Zeit arbeitete ich eifrig in New-York, er bereifte die alte Welt, sah Europa und Asien und bereicherte seinen Geist mit practischen Kenntnissen. Das fürstliche Vermögen, welches er geerbt hatte, gab ihm Vortheile, die für uns arme Teufel nicht vorhanden sind. Nach seiner Rückkehr aber bemerkte ich, daß es einem dreijährigen Aufenthalte inmitten von so neuen und anregenden Umgebungen nicht gelungen war, den schrecklichen Eindruck zu verwischen, den sein Geist vor mehreren Jahren empfangen und den ich vergebens durch Gründe und Ueberredungskünste zu bannen gesucht hatte. Das Ereigniß, auf welches ich mich beziehe, fand vor ungefähr fünf Jahren statt. Wir hatten beide kürzlich das Gymnasium verlassen und machten durch die westlichen und südwestlichen Staaten eine Vergnügungsreise. Dieselben waren damals nur sparsam bevölkert und gaben keinen Anlaß zu der Vermuthung, welche mächtige Reiche sie einst werden würden. Nach einer langen Tagereise durch einen Theil des nördlichen Missouri hielten wir vor einem Hause, dessen Eigenthümer uns, Menschen und Thieren, Aufnahme versprach. Wir waren sehr ermüdet und nahmen mit Allem vorlieb, um so mehr, da wir auf Weisen in der Runde kein anderes Nachtquartier gefunden hätten.

Nach dem Abendessen, das wir, schlecht wie es war, mit bedeutendem Appetite verzehrten, wie er bei der Jugend nach einem langen Ritt natürlich ist, schlenderten wir auf der Veranda unseres Wirthes umher, das köstliche Wetter zu genießen. Ich erinnere mich noch genau des Abends.

Der Tag war schwül, aber jetzt wehte ein erfrischender Wind, gerade stark genug um die Blätter zu bewegen und zittern zu machen, als fürchteten sie das Verschwinden der Sonne, die in aller Pracht eines Sommerabends unterging. Erde und Himmel waren in eine rothe Färbung getaucht; die Scene machte einen tiefen Eindruck auf uns. Als wir weiter wanderten, sprachen wir von unseren Plänen und Aussichten — froh und glänzend waren sie, wie die Jugend, die noch nicht den bitteren Tropfen kennt, der fast jeder Schale des Genusses beigefügt ist, sich die Zukunft im Geiste vorzuführen pflegt.

So redeten wir und durchschritten im Geiste die Gefilde künftigen Glückes, zwar etwas traurig gestimmt durch die immer melancholische Hereslichkeit des Sonnenunterganges, bis wir in das Haus zurückkehrten und zur Ruhe gingen. Ich stieg gleich die Treppe hinauf in das einzige leere Schlafzimmer und Clavers blieb unten, indem er vorzog, sich in eine Decke zu hüllen und auf der Bank zu ruhen.

Ich schlief bald ein, wurde aber aus meinem ruhigen, traumlosen Schlaf durch eine Hand, die sich heftig auf meine Brust legte, geweckt. Ich fuhr auf.

„Guter Gott, Clavers! Was ist mit Dir?“

Er sah wie ein Wahnsinniger aus. Seine Augen starrten

wild, seine Lippen zitterten vor Aufregung. Er sprach einige Secunden lang nicht, und als das Mondlicht auf ihn fiel, sah ich, daß es ihn wie ein Fieberfrost schüttelte.

„Was ist mit Dir, mein lieber Junge? Bist Du krank, was hat Dich so aufgeregt?“

„Ich habe ein Gesicht gehabt,“ brachte er endlich hervor, während ihn ein Schauer überlief.

„Ein Gesicht! Ein Geist! Unsinn, wie kannst Du so närrisch, so unüberlegt sein, mich zur Nachtzeit mit solchen lächerlichen Aberglauben zu wecken!“

„Lache nicht, um Himmelswillen, lache mich nicht aus! Ich bin vollkommen ernst. Ich habe nicht geträumt. Ich habe die ganze Nacht noch nicht geschlafen.“ Und der arme Bursche war so angegriffen, so aufgeregter durch irgend eine Verblendung, daß ich die Idee aufgab, ihn lächerlich zu machen, und ihn zu beruhigen und zur Vernunft zu bringen suchte.

„Du weißt,“ fuhr er fort, „ich glaube nicht an das, was die Menschen gewöhnlich Gespenster nennen, aber dies ist so außergerwöhnlich, so unbegreiflich,“ und wieder fing er heftig an zu zittern.

„Aber was sahst Du denn?“

„Nichts was dieser Erde angehörte.“ Seine Stimme war tief und hohl vor Aufregung. „Es kam aus einer andern Welt!“

„Unsinn! Du mußt verrückt sein, so zu sprechen. Aber fahre mit Deiner Geschichte fort, und laß mich erst hören ehe ich urtheile.“

„Als Du mich verließest,“ sagte er, „war es ungefähr zehn Uhr. Ich war nicht schläfrig, deshalb zog ich meinen Stuhl ans offene Fenster, stützte den Kopf in die Hände und betrachtete den Mond, wie er hinter jener Gruppe von Hornbäumen, die wir heut Abend so sehr bewunderten, emporkam. Zuerst sah ich nur einen matten Schein, dann schienen seine Strahlen durch die Blätter, und endlich kam die ganze Scheibe über den Hügel empor. Ich glaube, daß ich während dieser Zeit meine Stellung kaum verändert habe.“

Hier blickte ich unwillkürlich auf und bemerkte, daß sich der Mond erst wenig über die angebeutete Stelle erhoben hatte. Es war noch nicht ganz ein Uhr Morgens, so mußte er also beinahe drei Stunden am Fenster geblieben haben. Ich überlegte dies, ohne zu sprechen, und winkte ihm fortzufahren.

„Ich war durchaus nicht schläfrig,“ fuhr er fort, „ebenso wenig aufgeregter. Nein, Frank, Du magst ungläubig lächeln, ich befand mich in so vernünftiger Stimmung, wie nur je in meinem Leben.“

„Vernünftige Stimmung! Und sich drei Stunden lang eine Mondscheinlandschaft ansehen, wenn man den ganzen Tag geritten ist. Ist das vernünftig, nun?“

„Gut, gut, aber dennoch ist es der Fall. Ich dachte an vernünftige Dinge, ich versichere Dich. Ich faßte den Entschluß, mich einem bestimmten Unternehmen zu widmen, der Welt nützlich zu werden, als — erinnere Dich, daß ich die Arme auf das Fensterbrett stützte und daß mein Kopf in meinen Händen ruhte, als — ich fühlte, es war keine Täuschung, wirklich fühlte, wie eine kalte Hand sich auf meinen Hals legte.“

„Bah! welche Idee!“

„Warte einen Augenblick. Ich sage Dir, ich fühlte es deutlich. Ich fühlte vier Finger und einen Daumen sich um meinen Hals legen. Ich fühlte jeden einzeln, und das Gefühl machte mich erstarren, denn es war etwas unirdisches in der Berührung. Sie brannten. Ich bewegte mich einige Secunden lang nicht, aber als die Hand mich immer fester, wie ein Schraubstock presste, sprang ich auf.“

„Nun, und was sahst Du?“ rief ich, wider meinen Willen aufgeregter werdend.

„Ich sah eine Hand — eine menschliche Hand ohne Verbindung mit einem menschlichen Körper. Sie zeigte auf die Wand, und dort, im ungewissen, flackernden Mondlichte sah ich deutlich das Datum „der 13. Juli 1836“ geschrieben. Es verschwand augenblicklich wieder. Frank, Du weißt, mein Vater starb am 13. Juli, ich fühle mich überzeugt, daß das eine Warnung, meinen eigenen Todestag betreffend.“

„Unsinn, wie kannst Du, wie kann Jemand mit gesundem Menschenverstande und vernünftigem Urtheil an so etwas als an eine Vorbedeutung glauben? Du hast geschlafen, ohne daß Du es weißt, und hast geträumt. Etwas Aehnliches ist mir schon ein Duzend Mal bezeugt. Daß Dein Geist übermäßig aufgeregter war, wird hinreichend von dem Factum bewiesen, daß Du nach einer so ermüdenden Reise nicht im Stande warst zu schlafen.“

In der That aber war ich sehr betroffen. Zwar fiel es mir nicht ein, an eine übernatürliche Erscheinung zu glauben. In jenen Tagen würde ich lieber meinen eigenen Sinnen mißtraut haben; seitdem bin ich weiser geworden. Aber wie sollte ich dieses Phänomen erklären? Ich marterte mein Gehirn vergebens im Nachdenken darüber ab, denn obgleich ich es nicht eingestehen mochte, hatte seine so bestimmte Erzählung des Vorfalls nicht verfehlt, einen tiefen Eindruck auf mich zu machen. Wir saßen und sprachen die ganze Nacht über das Ereigniß; wir haben seitdem noch oft darüber gesprochen und gesprochen. Ich war immer der Zweifler, während Clavers immer seine Ansicht behauptete, daß es einer jener seltenen Fälle sei, wo die höhere Vorhersehung den Schleier der Zukunft lüftet, um einem ihrer Geschöpfe einen Blick in sein Geschick zu gestatten, die wir aber mit Ungläubigkeit betrachten, eben weil sie so selten sind. So verging ein Jahr. Er ging nach Europa, wie ich schon erzählte, und kehrte im Sommer 1835 zurück.

Zu meinen wärmsten Freunden zählte in dieser Zeit die Familie des Herrn Hester. Er besaß, ungefähr eine halbe Tagereise von der Stadt, einen schönen an den Ufern des Hudson liegenden Landsitz, dem er den Namen Revel gegeben hatte. Man würde denselben jetzt nicht wiedererkennen, daher beschreibe ich ihn nicht näher. Ich sehe übrigens nicht ein, weshalb ich so schüchtern und zurückhaltend sein sollte, um nicht zu gestehen, daß ich in jener Zeit mit Emilien, der ältesten Tochter des Hauses, verlobt war, und daß, sobald meine Verhältnisse es erlaubten, wir uns verheirathen sollten. Emilie hatte noch zwei jüngere Schwestern, Agnes und Maud, die erstere neunzehn, die zweite siebzehn Jahre alt. Alle drei galten für sehr schön und gebildet, und obgleich ich natürlich in dem Gegenstande meiner Wahl alle Vollkommenheiten fand, die ein Mann nur irgend wünschen kann, bin ich doch unparteiisch genug, zu gestehen, daß die Nachbarin Maud, der jüngsten der drei Schwestern, die Palme der Schönheit zuerkannt.

Sie war in der That ungemein lieblich. Ihre großen, durch lange Wimpern beschatteten Augen waren so bezaubernd, daß sie die unnahbarsten Männerherzen gewannen. Ihre Figur, schlank und wohlgeformt, war die Verkörperung der Grazie; aber die classische Form ihres Kopfes, mit der Masse reichbraunen Haars, das sich um die Schläfe und zierlichen Ohren

drängte, war es, welche am meisten die Bewunderung der Männer und den Reiz der Frauen erregte. Ich habe niemals vorher oder nachher so köstliches Haar gesehen. Sie trug es nicht der Mode gemäß, sondern nach eigenem Geschmack in reizender Anordnung um's Haupt gewunden. Ich kann mir die süße Maud ins Gedächtniß zurückrufen, wie sie an Sommerabenden zu Füßen ihrer Mutter auf der Veranda zu sitzen pflegte, während die anderen Familienglieder um sie gruppiert waren. Ich hörte die sanfte Musik ihrer Stimme. Es war ein Jahr des Lebens werth, in die unerschöpfliche Tiefe ihrer Augen zu blicken und all ihre Unschuld, ihr Vertrauen zu empfinden. Sie verstanden noch nicht zu täuschen, ein Gefühl zu heucheln, das die Seele nicht empfand, sondern rein wie ein unumwölktter Sommerhimmel spiegelten sie jeden Gedanken des Innern wieder. Obgleich sie ein heiteres, Frohsinn liebendes Mädchen war, hatte ihr Gesicht für mich in ruhigen Augenblicken immer einen Ausdruck der Trauer. Wahrscheinlich wurde dies durch die langen dunkeln Augenwimpern, die stark gezeichneten Brauen und durch die Gewohnheit, das Haar über die Schläfe hängen und die Wangen beschatten zu lassen, verursacht.

Ich glaube, daß einige junge Damen der Nachbarschaft köstlich genug waren, Maud eine Coquette zu nennen. Sie waren neidisch, die Armen, daß so viele lässliche Verehrer ihre Herzen an die schöne Rivalin verloren. Dies war natürlich kein Wunder, wohl aber wäre es überraschend gewesen, wenn diese Dorf-liebhaber, sobald sie größere Privilegien, als die der Freundschaft zu erlangen suchten, anders als mit Gleichgültigkeit und Kälte behandelt worden wären. Zur Zeit, von der ich spreche, war Maud sechzehn Jahr alt; und wenn irgend ein Mann ihre Natürlichkeit und Freundlichkeit sich als Neigung für ihn auslegte, so war dies eine Eingebung seiner Eitelkeit und verdiente die Enttäuschung, welche ihn erwartete. Ich will meine Meinung der ganzen Welt gegenüber aufrecht erhalten, daß unter Mauds Heiterkeit eine Fülle tiefer, wahren weiblichen Gefühls verborgen lag, und daß ihr der Gedanke, Jemandes Eitelkeit zu verwunden schon schmerzhaft war, wie viel mehr der, mit einer rechtschaffenen Neigung Spiel zu treiben.

Ich gestehe, daß ich durch die Entdeckung, wie Clavers von den Reizen meiner hübschen Freundin bezaubert war, sehr beleidigt wurde. Seine Eroberung erschien mir als persönlicher Triumph, denn ich hatte den Plan gefaßt, ein solches Resultat herbeizuführen. Im Herbst 1835 führte ich ihn in Revel bei der Familie Hester ein, zu keinem andern Zweck, als um ihn die ungewöhnliche Schönheit und Liebenswürdigkeit Mauds practisch anerkennen zu sehen. Dies hielt ich für das beste Mittel, um seinen unglücklichen Gemüthszustand zu heilen. Sie paßten in jeder Beziehung prächtig zueinander, und ich war sehr erfreut, als ich ihn erklären hörte, er sei sterblich in sie verliebt. Ich hatte das feste Vertrauen, daß bei seinen körperlichen und geistigen Vorzügen die Neigung bald erwidert werden würde. In meinen Augen war er unwiderstehlich. Seine Anlage aber war, wie ich schon andeutete, nicht, derart übertriebene Vorstellungen von seinem Einfluß, seinen Vorzügen zu haben.

„Bah!“ rief er plötzlich an einem Sonntag Nachmittag im April aus, als wir zusammen nach Revel fuhren, wohin wir eingeladen waren, „ich habe keine Aussicht einen solchen Preis zu gewinnen. Er ist ganz unerreichbar für mich. Was habe ich, um mich in den Augen einer Frau zu empfehlen? Ohne Stellung in der Welt, und ohne Energie, Ehrgeiz und Fähigkeit, mir eine zu erringen, weshalb sollte ich vor allen Anderen von einem Geschöpfe wie Maud Hester geliebt werden?“

„So, mein lieber Junge, sind die Fragen immer, welche Männer mit solchen unglücklichen Einbildungen quälen. Ueber diesen Punkt kann ich mit Dir nicht rechten. Ich kann Dir nur die alte Wahrheit sagen, daß Geduld alles besiegt. Wünschst Du Deiner Eitelkeit zu schmeicheln, so dürfte ich mich nur über Deine Eigenschaften, Deinen Einfluß den Frauen gegenüber ergehen. Aber ich will nicht. Wenn Du Maud gewinnst, hast Du ein großes Loos gezogen, und ich habe durchaus kein Mißbehagen mit der Sorge und Mühe, welche Dir Deine Anstrengungen es zu sichern machen. Eine Frau, welche leicht gewonnen ist, wie Du weißt, kaum des Gewinnes werth.“

„Da stimme ich nicht mit Dir überein, denn ich glaube an das alte Volksprüchwort: „Jeder Hans hat seine Greta“ irgendwo in der Welt, wann er sie nur immer zu finden wüßte. Wann aber sie sich einmal begegnen, werden sie auch augenblicklich, unwiderstehlich voneinander angezogen. Auf Maud aber habe ich keine solche Anziehungskraft ausgeübt. Sie zeigt nicht halb das Interesse für mich, welches sie für Dich hegt. Und wenn es auch anders wäre, könnte ich sie denn heirathen bei dem Vorgefühle, daß ein baldiger Tod über mich verhängt ist? Jetzt ist April, Du weißt, der nächste Juli ist die bestimmte Zeit zu — ich wünschte bei Gott, er wäre da!“

„Hast Du Dich über diese Narrheit noch nicht hinweggesetzt?“

„Es mag Narrheit sein, ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß es mir Herz und Geist niederdrückt.“

„Nun gut, Clavers, ich hoffe Du wirst vernünftig werden, wenn dieser schreckliche Juli erst vorüber ist. Du wirst dann Deine Energie, Deine Geisteskräfte einem Deiner würdigen Unternehmen widmen. Ich wünschte ebenfalls, Deinetwegen, diese Zeit wäre erst vorüber. Verlasse Dich darauf, künftiges Jahr wirst Du gewiß wegen Deines närrischen Vorgefühls herzlich beschämt sein.“

Er schwieg wie gewöhnlich, wenn diese seine eigenthümliche Schwäche Gegenstand unserer Unterhaltung wurde, und ich bekam kurze Antworten auf alle Bemerkungen, die ich im Laufe unserer Fahrt machte.

Es war köstliches Frühlingswetter, und wir verlebten einen herrlichen Abend in Revel. Es war einer jener vielen schönen Abende, die, Dank dem Himmel! mir im Leben zugefallen sind. Emilie war mehr als gewöhnlich zierlich und liebenswürdig, und wir bestimmten den Tag, obgleich er noch fern lag, an dem wir uns für immer verbinden wollten. Ich sprach mit ihr über Maud und fragte, ob sie nicht bemerkt habe, wie sehr Clavers von ihr bezaubert sei. Natürlich hatte sie es beobachtet, wann entgeht so etwas den Frauen!

„Dein Freund ist eigenthümlich,“ bemerkte sie schallhaft lächelnd, „er ist fast zu fürchtam, um die Liebe eines Mädchens zu gewinnen, und die Befiegung Mauds wird mehr Anstrengungen verlangen, als er bis jetzt gemacht hat. Der Mann, den Maud einmal liebt, wird kein gewöhnlicher Charakter sein; ihm aber wird sie sich dann in ihrer enthusiastischen, leidenschaftlichen Weise mit Herz und Seele hingeben und wie ein Kind in seinen Händen sein.“

Ich stimmte mit Emilie nicht ganz überein. Clavers war so vollkommen, ein so anziehender Bursche, mit so gewinnendem Wesen, so vielen Talenten, daß er gewiß die Liebe jeder Frau, die er suchte, gewinnen mußte. Emilie und ich gingen in der Allee spazieren, die Gegenstände unsers Gesprächs waren nicht

weit von uns entfernt. Ich beobachtete sie ein wenig aufgeregt, denn ich hatte damals viel Mitgefühl mit jungen Leuten, die unter dem Einflusse des blinden Gottes standen. Ich konnte seine hohe Gestalt sich hin und wieder herabneigen sehen, um aufzufangen, was sie sagte, eine eigenthümliche Bewegung, durch die man den Liebenden augenblicklich von jedem andern Begleiter unterscheiden kann.

Spät Abends kehrten wir Alle ins Haus zurück; Herr und Frau Gesser warteten bereits mit dem Thee. Clavers trat schweigend ein und sah, wie mir vorkam, blässer als gewöhnlich aus. Er setzte sich in einer entfernten Ecke des Zimmers nieder, wo das Licht nicht auf ihn fiel, und schlug jede Unterhaltung aus. Weiter bemerkte ich, daß Maud sonderbarer Weise in ihr Zimmer hinaufgegangen war. Das schien schlechte Vorzeichen für das Glück meines Freundes.

„Wo ist Maud?“ fragte verdrießlich der Vater, „weßhalb kommt sie nicht herunter?“ Sie war seine Lieblings Tochter und er vermied sie nur ungern des Abends. Ein Diener ging sie zu rufen; nur wenige Augenblicke vergingen, dann erschien Fräulein Maud.

Als sie in das Zimmer trat und das Licht auf ihr Gesicht fiel, sah ich, trotz ihrer Anstrengungen es zu verbergen, daß ihre Augenlider roth und geschwollen waren. Sie setzte sich, wie sie oft that, auf einen Sessel zu Füßen ihres Vaters nieder und beugte sich eifrig über ihre Handarbeit, indem sie ruhig und unbefangenen auf an sie gerichtete Fragen antwortete.

Ich fing an mich unbehaglich zu fühlen. Ich sah unwillkürlich auf Emilie und las in ihren Augen die Bestätigung meiner Befürchtungen. War Clavers so übereilt gewesen, ihr einen Antrag zu machen, und hatte sie ihn zurückgewiesen? Es drängte mich die Wahrheit zu hören, ich hatte aber nicht eher Gelegenheit zu fragen, als bis sich die Familie zur Nachtruhe zurückzog.

„Clavers, was ist geschehen?“ fragte ich sobald wir allein waren.

„Geschehen!“ rief er, mit einer leidenschaftlich heftigen Bewegung des Kopfes, „ich bin zurückgewiesen worden — zurückgewiesen wie ich es erwartete, wie ich Dir sagte, daß es sein würde! Das ist Alles! Ich kann hier nicht über Nacht bleiben. Ich brauche Luft, hier erstickt ich!“ Und er riß hastig das Fenster auf und lehnte sich hinaus.

Ich versuchte ihn zu besänftigen, denn er war kaum Herr seiner selbst. Ich führte ihn in den Garten, und dort gingen wir wohl eine Stunde lang schweigend auf und ab.

Ich hatte keine Trostesworte für ihn. Ich wagte nach dem Vorgefallenen nicht ihn mit Hoffnungen zu täuschen, ich konnte nur in ihn dringen, sich zu beruhigen und sein Mißgeschick wie ein Mann zu tragen. Er antwortete nicht; endlich nach langem Zureden begab er sich zu Bett. Wir kamen überein, am Morgen nach der Stadt zurückzukehren.

Ich lag die halbe Nacht wachend und grübelte über das was sich ereignet hatte. Ich war erstaunt, betriibt und mein Gewissen quälte mich, da ich ja theilweise Alles verschuldet. Warum war ich ein solcher Narr, mich in die Liebesgeschichten anderer Leute zu mischen? war die Frage, die ich mir immer aufs Neue vorlegte. Und Maud! Ich konnte ihre Gefühlslosigkeit einem Manne wie meinem Freunde gegenüber nicht verstehen. Nachdem ich mei-

nen Kopf mit allerlei unbefriedigenden Erklärungen gequält hatte, beruhigte ich mich endlich mit einigen allgemeinen Reflexionen über den Eigensinn und die Herzlosigkeit des andern Geschlechts. Als ich aber zum Schlafen überging, milderte der Gedanke an Emilies Liebe mein Urtheil. Es gab doch wenigstens einige Ausnahmen.

Am Morgen kehrten wir, unserer Verabredung gemäß, zur Stadt zurück. Ich entschuldigte unsere schnelle Abreise, indem ich dringende Geschäfte vorschützte. In dem Abschied zwischen Maud und Clavers lag nichts Bemerkenswerthes. Er sah abgesehen aus, als ob er eine schlaflose Nacht gehabt hätte; sie war ruhig und selbstbeherrscht, wie es Frauen in solchen Fällen gewöhnlich sind. Ich konnte nicht alle ihre Gedanken errathen, da ich aber ihr Herz kannte, befriedigte es mich zu wissen, daß sie tief empfinden müsse, welche Wunde sie geschlagen.

Auf dem Heimwege öffnete Clavers kaum den Mund. Er war nicht zu bewegen, mir die Einzelheiten seiner Unterredung mit Maud mitzutheilen. Er wollte ihre Worte nicht wiederholen, und auf all meine Fragen bekam ich nur die eine Antwort, sie habe erklärt, er sei ihr immer nur als mein Freund erschienen und es sei ihr nie in den Sinn gekommen, ihn in einem andern Lichte zu betrachten.

„Ich bin zurückgewiesen worden, vollständig zurückgewiesen,“ sagte er, „und es war eine sehr demüthigende Art von Zurückweisung.“

Von diesem Tage ab besuchte er natürlich Revel nicht mehr. So oft ich hinkam erkundigten sich Alle, ausgenommen Maud, nach ihm, und ich mußte allerlei Entschuldigungen für seine auffallende Abwesenheit erfinden. Manchmal sprach ich zu den Andern, sodas Maud es hören konnte, über die trefflichen Eigenschaften meines Freundes. Dann wieder erzählte ich von seiner schwankenden Gesundheit, seiner gedrückten Stimmung; nie aber wurde Maud durch meine Klünste veranlaßt, Mitgefühl zu verathen. Sie war unbeweglich, wie es mir schien, und ich fing an sie für ganz herzlos zu halten. Aber lange konnte ich nicht in dieses süße Gesicht sehen, ohne diese Meinung aufzugeben. So vergingen Monate, und diese kurze Liebesepiöde, obgleich sie mir in der Erinnerung immer noch Kummer machte, hörte doch auf mich zu beunruhigen. Mich traf das Mißgeschick, daß das Amt, nach dem ich strebte, anderweitig vergeben wurde, aber da gab es keine Hilfe, es mußte ertragen werden.

Es war ein entsetzlich heißer Tag — ein glühender, blendender Julinachmittag. Ich lag halb im Lehnstuhle in meinem Schreibzimmer und sah mechanisch nach dem Kalender, der mir gegenüber hing — Freitag, Juli. 13. 1836. Es fiel mir plötzlich ein, das ist Karl Clavers' verhängnisvoller Tag! Er wird in Schwermuth versenkt sitzen, ich werde also diesen Abend hingehen, ihm Gesellschaft leisten und ihm über die Mitternacht hinwegkommen helfen.

Ich denke ich bin nicht abergläubisch, aber an diesem Abend, als ich um acht Uhr zu meinem Freunde ging, hatte ich das Vorgefühl eines nahenden Unglücks. Ich schrieb das Gefühl der Hitze zu, die wirklich entsetzlich drückend war. Man lechzte förmlich nach einem Lufthauch, es war so windstill, daß eine Feder sich nicht rührte.

Mein Freund war zu Hause — sehr niedergeschlagen, dann

momentan wieder heftig erregt. Er wußte augenblicklich, weßhalb ich kam, und drückte mir dankbar für diese Aufmerksamkeit die Hand. Wir saßen den ganzen Abend zusammen; ich ließ seiner Reizung, sich allerlei trüben und graulichen Gedanken hinzugeben, freien Lauf. Ich wollte warten, bis der Tag vorüber sei, und mich dann ohne Gnade über das Vorgefühl lustig machen, dessen Sklave er so lange gewesen.

Es wurde spät, halb zwölf Uhr. Ich ging ans Fenster und sah hinaus, denn die Luft im Zimmer wurde immer drückender und schwüler.

„Gut,“ rief ich aus, „hier kommt ein Sturm, der wird hoffentlich die Luft reinigen.“ Clavers, Dein fataler Dreizehnter ist fast vorüber, bis jetzt hat Dich noch kein Unglück getroffen!“ Ich wendete mich lachend zu ihm.

Er war totenblaß. „Horch!“ sagte er, „hörst Du das?“

„Was, den Donner?“ Es ist ein köstlicher Ton in einer solchen Nacht. Hoffentlich wird Dich der Donner nicht etwa erschrecken?“

„Ich weiß nicht.“ Dabei sprang er in einer wilden, verwirrten Weise auf und ging hastig im Zimmer auf und ab. „Mir ist so sonderbar zu Muth. Es ist jetzt halb zwölf vorbei; ich wünschte bei Gott, der Tag wäre erst vorüber.“

Das Gewitter kam immer näher. Ich stand am Fenster und betrachtete das großartige Schauspiel. Der Regen floß in Strömen herab, und der Donner folgte augenblicklich den zuckenden Blitzen.

Wir waren Beide wie bezaubert, Keiner sprach.

Ein Blitzstrahl, greller und länger andauernd als die übrigen, verwandelte für einen Augenblick Erde und Himmel in lebendes Feuer. Ich schloß die Augen, der Anblick war zu blendend. Das Geräusch der Fußtritte meines Freundes, der während dieser Zeit im Zimmer auf und ab gegangen war, hörte auf; ein Donnerschlag, der das ganze Haus erschütterte, verschlang jeden andern Laut.

„Das muß gerade über unseren Köpfen gewesen sein,“ sagte ich. Keine Antwort.

Ich wendete mich unruhig um. Er stand in der Mitte des Zimmers und hielt die Hände vor die Augen.

„Clavers!“

Keine Antwort.

Ich ging zu ihm und berührte seinen Arm. Er stieß einen leisen Schrei aus, wie ein Kind.

Mit einiger Anstrengung entfernte ich seine Hände vom Gesicht. Er war bleich, sehr bleich. Seine Augen wanderten mit einem ausdruckslosen Blicke umher. Ich war im höchsten Grade besorgt.

„Clavers! Clavers! Was ist mit Dir?“

„Armer alter Bursche. Ich werde niemals das Schluchzen vergessen, das aus dem Grunde seiner Seele zu kommen schien, und dem eine convulsivische Bewegung des ganzen Körpers folgte. Er zitterte schrecklich, als er mit einem erschütternden Schrei ausrief: „Ich kann nicht sehen, ich werde niemals mehr sehen, niemals, niemals mehr! Ich bin blind — blind — blind!“

Und so war es. Der Blitzstrahl, welcher an mir vorbei ging, als ich am Fenster stand, hatte ihn erreicht und ihm für

### Nachtgesang.

Emil Taubert.

Allegro.

Mor-gens als Ler-che möcht' ich be-grü-ßen der Son-ne Strahl, Mit-tag's Li-bel-le küß-sen die  
 Son-ne, wann end-lich trittst du-strah-lend her-aus zu mir? Blu-men, o dürrst' ich hier in den

Blu-me im Blu-then-thal, A-bends ein Schwan wohl schwim-men im sun-fern-den Ster-nen-schein, möcht' in der Mond-nacht, möcht' in der  
 Blu-then nich ru-hen bei dir! Stern, ach, und hörst du rau-schen die Was-ser? Sie ru-ßen dich! Schön ist die Mond-nacht, schön ist die

Mond-nacht leicht und lu-sig ein Gl-ße sein, leicht und lu-sig ein Gl-ße sein!  
 Mond-nacht Gl-ßen tö-ni-gin, sei-ge dich, Gl-ßen tö-ni-gin,

sei-ge dich!

Meint.

immer das Augenlicht geraubt! Dies also war das Loos, vor dem er gewarnt worden! Das Geheimniß geht über unser Verständniß hinaus. Wir sehen diese Dinge nur dunkel; laßt uns nicht erst versuchen sie zu ergründen, es wäre vergebens.

Die Zeit verging, und Clavers wurde eingemessen mit seinem harten Gesicht ausgehöhelt. Er consultirte die berühmtesten Aerzte, aber sie konnten ihm keine Hoffnung geben. Von allen seinen Freunden waren Heesters mit am meisten über sein Unglück betrübt. Eines Abends kamen sie nach der Stadt, um ihn zu besuchen. Ich war sehr erfreut über diese Aufmerksamkeit und begleitete sie. Maub ging ebenfalls mit; aber ich fand es unmöglich aus ihrem Benehmen zu ersehen, ob sie gerne kam oder nur einen Pflichtbesuch machte. Sie war sehr zurückhaltend, wenn es meinen Freund anbetraf. Er lag auf einem Sopha, krank und mißgestimmt, das Blut stieg ihm in das Gesicht als seine Besucher entraten. Maubs Blässe verrieth, wie tief sie für ihn fühlte. Sie stand hinter ihren Schwestern und kam auch dann nicht hervor, als diese den Kranken mit allen Worten der Sympathie, die ihnen zu Gebote standen, begrüßt hatten. Wir wendeten uns erst am nächsten Morgen zu ihm. „Maub,“ sagte ich halb erzürnt, „hast Du denn kein Wort für einen alten Freund?“ Sie stand noch immer bewegungslos, wie festgebunden, fortwährend auf seine geblendeten Augen blickend, sie schien unsere Gegenwart gar nicht zu beachten. Jetzt trat sie ungewiß einen oder zwei Schritte vor; ihr Gesicht, zuerst blaß, wurde von einem tiefen Roth überglänzt; wieder stand sie still, dann in einer festen entschlossenen Weise ging sie zu dem Lager, kniete nieder, und zu unserm sprachlosen Staunen schlang sie ihre Arme sanft um seinen Hals, brachte ihre Lippen an sein Ohr.

Wir konnten nicht hören was sie sagte, aber zweifelten nicht was es war.

Er sprach zuerst: „Nein, nein, es kann nicht sein, wie ich Dich auch liebe, es darf nicht sein.“

Obgleich sie immer noch flüsternd, wurde doch der stehende Ernst ihrer Stimme vernehmbar. „Es soll sein, Karl.“ Dann ihr Gesicht blickt an das seinige wendend: „Du kannst mich jetzt nicht fortjücken; laß meine Augen Dir für immer als zweites Gesicht dienen; sie werden so treu und wahr sein, wie nur jemals Deine eigenen!“

Konnte ein sterblicher Mensch, noch dazu ein Liebender, solchem Leben widerstehen? Meine eigenen Augen waren feucht, und ich beugte mich herab, um meine Bewegung zu verbergen.

Als ich wieder aufstah hatte er die Arme fest um sein künftiges Weib geschlungen. Keiner sprach; Keiner versuchte sie zu trennen. Sein Gesicht strahlte; Maubs konnte ich nicht sehen, es war an seiner Schulter verborgen.

Als sie ihren Kopf erhob, strahlte Licht aus ihren in Thränen schwimmenden Augen.

### Die Eberesche.

Wem lönte nicht mit süßen Lauten der Klang des Märchens aus der Jugendzeit herüber, wer fehrte nicht mit seligen Erinnerungen in jenes Paradies der Kindheit zurück, sähe sich im Geiste nicht noch einmal aufsteigend am Stuhle der geliebten Märchenerzählerin sitzen, schliche nicht in jenen traumlichen Winkel des theuern Elternhauses, jene still versteckte Ecke des Gartens, wo er zu sitzen, über das Vernommene nachzubanken und es mit den eigenen Träumen kindlicher Phantasie zu verweben pflegte. Oft, ach oft schweife ich mit schmerzlicher Sehnsucht in jenes Land der Kindermärchen und Kinderträume, wie Orgeltöne aus einer längst verfunkenen, vom Meeresspiegel bedeckten Kirche zittern sie beseligend zu mir herauf und lassen mich das Leben aus hellen, frommen Kinderäugen noch einmal klar und freundlich erschauen. Kehre ich so im Geiste zu meiner holden Zauberwelt zurück, so erinnere ich mich besonders eines Märchens, das ich vor allen liebte, das von einem singenden und klingenden Zweige erzählt, den ein Vater seinem jüngsten, liebsten Töchterlein von der Reife mitzubringen versprochen hatte, nirgend finden konnte, endlich an einem wunderbaren Baume in einem geheimnißvollen Zaubergarten entdeckte und mit Gefahr seines Lebens pflückte. Wie wünschte ich mir in der geheimsten Tiefe meines Herzens einen solchen Zweig, malte mir den Neid und die Verwunderung aus, den derselbe bei meinen Gespielinnen erregen würde, entwarf die abenteuerlichsten Pläne, mich in seinen Besitz zu setzen, und forschte eifrig nach dem Wunderbaume. Seltsamer Weise und trotzdem im Märchen ausdrücklich von einem Zweige mit silbernen Blättern und goldenen Früchten die Rede war, wandten sich meine Gedanken stets der Eberesche mit dem grünen Laube und den dunkelrothen, glühenden Beeren zu; an ihr hoffte ich meinen Zauberzweig zu entdecken. Mit kindlicher Sehnsucht schlich ich von einem dieser Bäume zum andern, lauschend und wartend, den rechten zu finden, der eines Tages singen und erklingen werde.

Lange lauschte und hoffte ich vergebens. Kein Baum wollte erklingen, sie standen stumm und unbeweglich und regten sich nur, wenn der Wind in ihren Zweigen spielte, waren nur belebt, wenn ein kleiner Vogel die rothen Beeren benagte. Kein Zweig sang und klang, so lange ich nur auf Märchen von schönen Prinzessinnen und Rittern, Drachen und Zweigen horchte, wobei ich so gar gern eine Rolle gespielt hätte; aber als ich nach und nach das holde Reich der Kinderpoesie verließ, mich aus der Welt der Phantasie in die der Gedanken und Gefühle wandte, da erfüllte die Eberesche die Bitte, welche der Mund des Kindes so oft an sie gerichtet, ihre Zweige sanzen und klangen eine wunderbar süße Weise, die sie mir seitdem alljährlich in sanften, wehmüthigen Tönen wiederholen: Das Lied vom Herbst.

„Es naht der Herbst!“ ruft die Eberesche. Siehst Du, wie meine Beeren sich roth und röther färben, wie Blutstropfen durch das dunkle Grün der Blätter schimmern. Sie winken den Scheidegruß des Sommers, der in langen weißen Streifen gleich einem düstigen Nebel dahinfliegt. Es naht der Herbst. Schaue um Dich, es sind noch viele Boten, die seine Ankunft verkünden. Im bunten Farrentranze blühen Asters, Malven und Georginen, durch ihren Glanz das zu ersetzen suchen, was ihnen vom Dufte der ersten Frühlingsblüthe abgeht; stolz und flehgewig breitet die Sonnenblume ihre leuchtende Scheibe dem Beschauer entgegen und kann doch seine Blicke nicht von der letzten Rose abziehen, die einfach und traurig wie das Kind einer schütern Zone in der ihr fremden Umgebung blüht. Siehe die leeren Felder, in denen noch vor kurzer Zeit die Senfe des Schnitters, das muntere Lied der Garbenbinderin erklang, die vollen, sich unter der Last des reichsten Segens zu Boden neigenden Obstäume, die blinkende Traube am Spaltre. Siehe

die gefiederten Schaaren, die sich zur Reise anschicken und ihren Brüdern folgen, die schon lange vor ihnen in ein milderes Klima gezogen sind. Es naht der Herbst. Siehe, wie die Strahlen der goldenen Sonne mit matterem Glanze, aber um so größerer Milde und Innigkeit auf die Erde herniederblicken, wie ein Freund, der mit feuchtschimmernden Augen voll unendlicher Liebe immer und immer wieder zurückschauend, noch einen Beweis seiner Zärtlichkeit geben muß, ehe er in die Ferne zieht. Siehe wie der Tag kürzer wird, die Schatten des Abends länger und länger herniederfallen, fühle die klare, reine Luft, die sich schmeichelnd und mild an Dich schmieg, fühle den tiefen Frieden, die heilige Ruhe, das stille Sehnen nach einem höhern bessern Dasein in Deiner eigenen Brust und wisse: Es naht der Herbst!

Es naht der Herbst, die Zeit des wehmüthigen Scheidens, sie mahnt an das Sinken der Jahre, das Losreißen vom Irdischen. Milde, innige Gefühle werden was, laute, überzeugende Stimmen predigen von einem Fortleben, einem Aufstehen, einem Wiedersehen. Daher die stille, beseligende Empfindung und doch die tiefe Sehnsucht in der Menschenbrust, wenn die milden Strahlen der Herbstsonne erwärmend herniederfallen, daher an den Wimpern die feucht glänzende Thräne beim Ausruf: „Es naht der Herbst!“

Rothe Eberesche, zu welchem Fluge der Gedanken hast Du mich geleitet, wie singen und klingen Deine Zweige von einem schönen Lande, wo wir die wieder finden, die wir hier verloren, wo Himmelsfrieden uns durchzieht, wo wir das, was uns die Stimmen des Herbstes nur andeutend verkünden, klar erkennen, wirklich besitzen werden. Was für ein herrlicher Baum bist Du mir geworden! Schöner und eindringlicher klingen Deine Melodien, als die des Baumes mit den silbernen Blättern und goldenen Früchten aus dem Zaubergarten, nach denen ich mich einst so sehr sehnte; schöner, eindringlicher und erhabener klingen sie, denn sie verkünden kein Märchen, sondern die Wahrheit.

J. A. Heyrichs.

### Die Cultur der Hyazinthen und anderer Zwiebelgewächse in Sand und Moos.

Der Bewohner des Südens, der heißblütige Italiener, der stolze Spanier, der träge Grieche, giebt nicht viel auf die Ausschmückung seiner Wohnungen, denn was bedarf es des Hauses in einem Lande, unter einem Himmel, der fast während des ganzen Jahres seinen Kindern zum Obdach dienen kann; warum sollte ein Volk, das den größten Theil des Jahres im Freien verbringt, große Sorgfalt auf seine Wohnungen verwenden? Seiter und sorglos lebt es dahin; aber auch ohne Abnung der Freuden und Genüsse, welche die Häuslichkeit, das enge, traumliche Zusammenleben und Wohnen eines rauhen Klima bereitet. Wir, die wir auf die schützenden Räume unserer Wohnungen angewiesen sind, derselben selbst in den mildesten Monaten nicht antreiben können, wissen so recht den Werth des eigenen Herdes zu schätzen und sind bemüht, den Schauplatz unseres inneren Familienlebens, unsere eigentliche Welt, so behaglich und gemüthlich wie möglich zu gestalten. Daher der Fleiß, die Sauberkeit, die der Nordländer auf seine Wohnungen verwendet, daher das Bestreben, immer neue, anmuthige Gegenstände zum Schmuck der Zimmer herbeizuschaffen, daher die Lust, man könnte sagen, von Jahr zu Jahr feiernde und weiter verbreitende Vorbereitungen für die Zimmergärtnererei. Und wahrlich, nichts, und wäre es das kostbarste Geräth, kann einem Zimmer eine angenehmere Ausparung verleihen, als wenn in demselben die lieblichen Kinder Florens hinter gestornen Fensterscheiben blühen und das rauhe Winterdau draußen zu spotten scheinen. Es bedarf dazu wahrlich nicht kostbarer, erotischer Pflanzen, Hyazinthen, Crocus und dergleichen holde Frühlingsboten sind ein gar lieblicher Schmuck des Zimmers und nicht schwer zu erlangen, sie durch eine zweckmäßige Behandlung mitten im Winter zur schönsten Blütenpracht zu bringen. Unter den mancherlei Verfahren, welche man dabei beobachtet, verdient das nachstehende seiner Zielfertigkeit wegen wohl eine allgemeine Verbreitung. Eine breite Porzellanvase, Glaschale oder ein anderes derartiges Gefäß, das die Feuchtigkeit zurückhält und derselben widersteht, wird mit Silberand gefüllt, den man in der Mitte zu einer Spitze erhebt. Man legt nun drei oder mehrere Hyazinthenzwiebeln in gleicher Entfernung darauf und fällt den Raum dazwischen mit Schneeglockchen, Tulpen, Jonquillen und Crocus oder mit einem Gemisch dieser Blumen aus. Sämmtliche Zwiebeln und ihre Zwischenräume werden mit Sand bedeckt, und zwar dergestalt, daß nur die Spitzen derselben hervorblühen; dann taucht man das Behältniß auf zehn Minuten in einen Kessel mit Wasser, um den Sand zu befeuchten und fester anliegend zu machen. Kräftigt die Zwiebeln nochmals fest und setzt das so beplante Gefäß drei Wochen lang an einen dunkeln Ort. Nach Ablauf dieser Zeit bringt man es in die Nähe des Fensters, um den Gemächsen reichlich Luft und Licht zu Theil werden zu lassen. Der die Zwiebeln umgebende Sand darf niemals ganz trocken werden, und um dies zu verhüten ist es nöthig, daß man sie mindestens einmal in jeder Woche auf die oben angegebene Weise befeuchtet, indem man die Schale oder Vase auf fünf Minuten in Wasser taucht. Die auf diese Art behandelten Blumen blühen reichlich und frühzeitig und gewähren in ihrer Schale oder Terrine einen überaus lieblichen Anblick. Will man Hyazinthen oder andere Zwiebelgewächse zum Schmuck der Zimmer und Fenster in aus Draht geflochtene Körbchen pflanzen, so kann man genau das oben beschriebene Verfahren beobachten, nur mit dem Unterschiede, daß man zur Ausfüllung des Behältnisses statt Sand Moos nimmt. Bei sorgfältiger Behandlung darf man auch hier auf einen günstigen Erfolg rechnen.

### Lehrenlese.

Die wahre Freundschaft bedarf wohl des Vertrauens, aber nicht der Vertraulichkeiten.

Der Werth einer Gabe besteht nicht in ihrer Größe, sondern in der Art und Weise wie sie gegeben wird.

Mensch, bilde Dir die heiligsten Gefühle In Deinem Herzen aus, erziehe sie sorgsam Wie Deine Kinder, pflanze sie wie Blumen, Und in dem Paradiese wirst Du wohnen.

Wer seine Lebenslage verändert, wechselt nur seine Feinden und Freunde.

In vielen Menschen schlummern lebenslang große intellectuelle Kräfte, weil ein Anstoß mangelte, sie aus dem Kreise ihrer Alltagsbestrebungen herauszubeben.

Eine „Ausrede“ oder Entschuldigung ist zu Zeiten schlimmer als eine Lüge, weil jene eine durch Scheingründe gerechtfertigte Lüge ist.

### Bahnenräthsel.

In jenem glücklichen 62349, wo die 671589 gebeißt, unter fern des prächtigen 176285, dessen herrlichen 451 man nicht viele 1269 wiederfindet, sah unter einem blühenden 123496-Baume 67239, die liebliche 1274. Der Wind spielte 6734 mit ihrem duftenden Haar, das frei von dem Zwange der 1549 in natürlichen Locken ihr 12453898-Köpfchen umgab, träumerisch schweifen ihre Blicke zum tiefblauen Himmel, an dem der 1534 um 176493 Glanze schwamm, während ihre Finger leise durch die Saiten der 123456789 glitten, welche sie im Arme hielt, und denselben süße, klagende 19654798 entlockten.

J. A. Heyrichs.

### Rösselsprung-Aufgabe.

tie-	ten	ro-	der	Schacht	gend	in	glück
hes	zu	Aus	Schlaf-	tert	Un-	felm	Nacht,
rein.	fer	läu-	Wird	Tu-	len	Nacht	des
sich	Gold	ers	Er-	Das	durch	Was	dun-
Glü-	So	Herz	Muß	Heu-	de	af-	der
zum	stehn,	her-	Klam-	Nacht	herr-	des	bracht,
gehn.	then-	licht	lich	vor-	Doch	Prü-	von
er-	soll	me	schein	fung	es	ge-	erst

### Auflösung des Rebus Seite 320.

Zucht und Belehrung lenkt der Jugend bildsame Herzen früh zur Tugend.

### Auflösung des Räthfels Seite 320.

„Don-Au, Donau.“



Fr. II. in B. Die Mode der kleinen Hüte scheint sich ihrem Ende zu nähern; die in Paris für die Winterjahre vorbereiteten Hüte sind von bedeutend größeren Dimensionen als bisher. Dasselbe gilt auch von den neuesten Capoten, welche mitunter Nechtheit mit einem wackrigen Hut mit bedeutend nach oben geschweiftem Schirm haben. Wir bringen nächsten neue pariser Capoten und werden auch den Hüten, wie in jedem Jahr, eine Besprechung widmen.

Eine Abonnentin in A. Es theilen noch Manche unserer Leserinnen mit Ihnen das gleiche Verlangen nach Krügen in Frischer Guitvire, und wir geben die tröstliche Versicherung, daß ein derartiges schönes Dessin erscheinen wird, sobald die neuen pariser Herbst- und Wintermanzel den Raum unserer Nummern nicht mehr beanspruchen; die Jahreszeit erfordert, daß wir zunächst dieser wichtigen Toilettenfrage unsere Aufmerksamkeit widmen.

Fr. V. in B. In der von Ihnen gewünschten Weise können wir Sie mit unserm Rath nicht unterlassen; wir können Sie nur im Voraus auf die sehr schönen Modetten, Eterne und Carreau zu bringen werden, und die wir jedenfalls für weit zweckmäßiger in ihrer Anwendung halten, als ein ganz in festen Maschen ausgeführtes Dessin, was der Dede ein entsetzliches Gewicht verleihen müß. Soll Ihre Bettdecke aber durchaus in festem Häflich gearbeitet werden, so können wir Ihnen das auf Seite 21 dieses Jahrgangs befindliche Carreau, zu einer Neugestaltung angeben, als sehr passend auch zu einer Bettdecke empfehlen.

Fr. v. O. in A. Elegante Börsen mit reichen Perlendessins bringt der Bazar in Kurzem; da Sie aber von uns Rath über eine dauerhafte Börse für täglichem und fleißigen Gebrauch zu haben wünschen, möchten wir Ihnen gleich hier eine sehr dauerhafte Börse in geripptem Häflich (plissé) in den Farben Vonceau und Schwarz oder Goldgelb und Schwarz vorschlagen; letzteres namentlich ist verarbeitet von sehr schönem Effect. Man schlägt zu dieser Börse 98 bis 100 M. (d. h. Maschen) in Schwarz auf und fügt sie zur Rundung zusammen, 1 Tour Schwarz glatt darüber, dann läßt man die schwarze Seite hängen und legt Gelb an, wendet die Arbeit dabei um und häfelt auf der vor. Tour zurück, indem man stets das hintenliegende Maschenglied auf die Kadel nimmt. Ist die Tour beendet, so häfelt man die Anfangsmasche der eben vollendeten Tour noch mit einer M. fest, damit an diesen Anfangsstellen kein Loch entstehen kann, weil die Arbeit nicht in ringförmigen gehenden Touren, sondern, um das „plissé“ zu erzielen, immer in hin und zurück gehenden Touren gehäfelt wird. Man wendet nun um und häfelt auf der vor. Tour eine Tour Schwarz zurück, stets das hintenliegende Maschenglied fassend. In dieser Abwechselung von 1 Tour Gelb und 1 Tour Schwarz häfelt man 28 bis 30 Touren ohne abzunehmen, immer in gleicher Maschenzahl, dann nimmt man in gleichmäßiger Entfernung in der Rundung der Börse 6mal ab, bezeichnend sich die Stellen durch ein Fädchen und setzt dies Vornehmen strahlenförmig bis zum Schluß des Vordraths fort, welches im Ganzen 72 Touren lang sein kann. Selbstverständlich zeigt auf diese Weise die Börse eine abgerundete Form am untern Ende. Ein eben solches Theil häfelt man für das andere Ende der Börse und vereinigt diese beiden, in festen Maschen ausgeführten Endtheile durch ein Mitteltheil aus schwarzer Seide, in verjüngten Stäbchenmassen gearbeitet, welche immer durch eine Quittmasche von einander getrennt sind. Hierzu sind 30 bis 32 Touren erforderlich. Der Schluß der Börse wird nach der 4. Tour Stäbchenmassen begonnen und in hin und zurück gehenden Touren gearbeitet. Ein reiches Stahlgelänge schmückt die Börse an den beiden abgerundeten Enden.

Diese Börse ist leicht zu arbeiten und wird sicher Ihrem Zweck entsprechen.

Fr. C. G. in W. Arbeitsförbrchen in Form von Bienenkörben sind durchaus nichts Neues, weshalb wir auch einen solchen im Bazar nicht bringen werden. Wir können Ihnen nur vorschlagen, statt eines Bienenkorbes einen andern schon geklochten Korb von beliebiger Form zu wählen und diesen mit Vambrequins von buntfarbigem Tuch zu garniren. Sie finden auf Seite 255 des Jahrgangs 1859 ein dazu sehr gut geeignetes Dessin, in welchem sogar 2 Vambrequins von verschiedener Größe enthalten sind. Am wenigsten mühsam und dabei sehr effectvoll würde folgende Garnirung für einen derartigen Korb sein: Vambrequins in schön geschweiften Zadenform von rothem, braunem oder schwarzem Tuch, welche man mit symmetrisch geordneten Punkten oder Mustern von dem verschiedensten Tuch bedeckt; man schneidet diese Mustern vielleicht wie einen Ducaten groß und rändert sie in Vanquettentusch mit dunklerer Seide von scharf absteckender Farbe. Natürlich muß man die Farben des Tuches gut neben einander wählen und die Mustern in einer beliebigen Etern- oder Noctettenform auf den Zaden des Vambrequins arrangiren. Den Mittelpunkt der Rundungen kann man durch eine große Perle, Nitter oder sonstigen Zierrath markiren, wie denn überhaupt bei der Applications-Arbeit der Phantasie stets noch viel Spielraum gestattet ist. Wollen Sie etwas sehr Elegantes von Arbeitsförbrchen herstellen, so verweisen wir Sie auf das im Bazar enthaltene Schiff und auf einen in der vorliegenden Nummer erscheinenden Bienenkörbchen zu demselben Zweck.

Fr. B. N. G. in B. Wir können von dem Eingekauften keinen Gebrauch machen. Ein Dessin, wie Sie es wünschen, finden Sie auf Seite 316 des Bazar, Jahrgang 1859.